

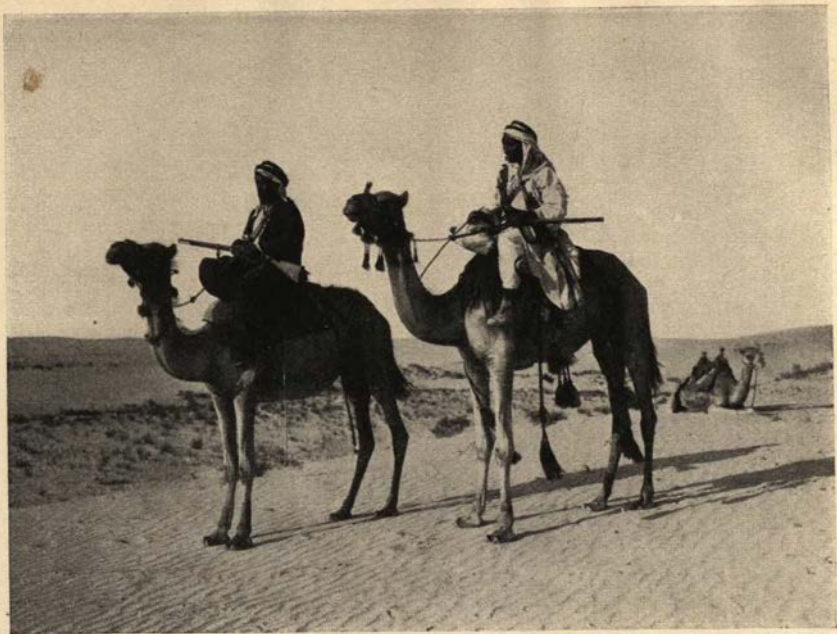
41 058



Reisen IV 16

39.

Opal-Bücherei



Kamelreiter.

PIERRE LOTI

DIE WÜSTE

*

BERECHTIGTE
ÜBERSETZUNG VON
E. PHILIPARIE

*

MIT SECHZEHN BILDTAFELN

*

HERAUSGEGEBEN
VON
F. v. OPPELN-BRONIKOWSKI

*



Ex hereditate parochi
P. Fiebig
Köchendorf

BIBLIOTEKA
EDWARDA STENZA

CARL REISSNER DRESDEN

CBGiOŚ, ul. Twarda 51/55
tel. 22 69-78-773



Wa5167193

L. F. padroni

Kat.



41.058

1.—3. Tausend

Diese Auflage ist vom Herausgeber
gründlich durchgearbeitet und sprachlich erneuert

Dieses Werk gehört der Verlagsgruppe „Opal“

(Opal-Verlag) an

Alle Rechte vorbehalten

HH-69153 N-4690690/TMK

Die Wüste

I.

Oase des Moses, 22. Januar 1894.

Dieses Schreiben ist von dem demütigen Diener seines barmherzigen Gottes, Seïd Omar, Sohn des Edriß, zugunsten seines Freundes Pierre Loti, um ihn den Häuptlingen aller Stämme Arabiens zu empfehlen, damit sie alle mögliche Rücksicht auf ihn nehmen und ihm während seiner Reise im Lande der Araber nach Kräften beistehen, denn er verehrt den Islam und ist von den besten Gefühlen für unsere Religion beseelt.

Alle, die ihn in Ehren halten und ihm hilfreich sind, wie er es verdient, sollen meiner Zufriedenheit gewiß sein.

Von uns geschrieben, den 10. Schaban 1311.

Omar

Sohn des Edriß, El Senussi El Hosni.

Unter dem Zelt, in dem ich seit einer Stunde am Saum der Wüstewohnge, lese ich nochmals diesen Brief, der mein Geleitschreiben durch die feindlichen Stämme sein soll. Unten auf dem Blatte steht in rätselhafter Schrift die geheime, göttliche Berufung der Senussiten, die dort im Mogreb wohnen und deren Seid der Stellvertreter für Ost-arabien ist.

Wahrlich, ich glaube kaum an die mit der Reise verknüpften Gefahren, deren eingebildeter Zauber mich nicht lockt; allein um trotz der Überflutung mit Menschen und Dingen dieses ungläubigen Jahrhunderts das heilige Jerusalem noch zu sehen, wollte ich auf den alten, verlassen Pfaden dorthin ziehen und meinen Geist durch lange Sammlung in der Einsamkeit vorbereiten.

Mehrere dieser Sandstraßen boten sich mir dar. Zuerst die kürzeste und bequemste, der Weg „der kleinen Wüste“ genannt, der über El-Arisch an der Küste des ägyptischen Meerbusens entlang führt. Leider wird er schon zu viel betreten und alljährlich von Müßiggängern aus England und Amerika mit dem Komfort und unter dem Schutze besonderer Agenturen durchstreift.

Eine andere, weniger besuchte Straße geht über den Sinai und Nakel.

Endlich die längste von allen: über den Sinai, Akabah und durch die peträische Wüste; für diese entschloß ich mich, weil mich der Führer davon abhalten wollte. Da sie von jeher mehr Schwierigkeiten darbietet, hält man sie in Ägypten seit der Empörung der idumäischen Stämme geradezu für gefährlich, und schon zehn Jahre lang hat kein Europäer mehr diesen Weg einzuschlagen versucht. Der Scheik von Petra, der mir als ganz gefährlicher Karawanen-Ausspäher geschildert wurde, ordnet sich jetzt keiner geordneten Regierung unter, und gerade seine Person, mehr noch als sein Land, zieht mich an. Er gehört übrigens, wie fast alle Häuptlinge Idumäas und des Hedschas, zur Sekte der Sennussiten, und nur bei ihm werde ich ohne Zweifel den Brief des Seïd Omar benutzen müssen . . . diesen Brief, der so erhaben klingt und so schlecht zu den Beduinen meines Geleites, den kriechenden Dienern paßt; die erste Enttäuschung meiner Reise.

Die Wüste dagegen enttäuscht nicht, selbst hier am Saume, beim ersten Anblick. Ihre Unendlichkeit lastet auf allem, vergrößert alles und läßt die Kleinlichkeit der Menschen vergessen. Und wie rasch nahm sie uns vollständig ein, wie plötzlich hüllte sie uns in Stille und Einsamkeit! . . . Gestern früh noch waren wir in dem von Touristen überfüllten Kairo, der eleganten

Winterstation; gestern abend noch in Suez, schon etwas einsamer, in einem dürftigen kleinen Gasthof, der nach Hafenansiedlung und Sand roch. Heute, nachdem wir den letzten europäischen Gesichtern Lebewohl gesagt, brachte uns ein Schiff bei heftigem Winde auf diese Seite des Roten Meeres, um uns allein auf ödem Strande abzusetzen. Kein Mensch und kein Ding mehr beim Sinken des trostlosen Abends. . . .

*

*

*

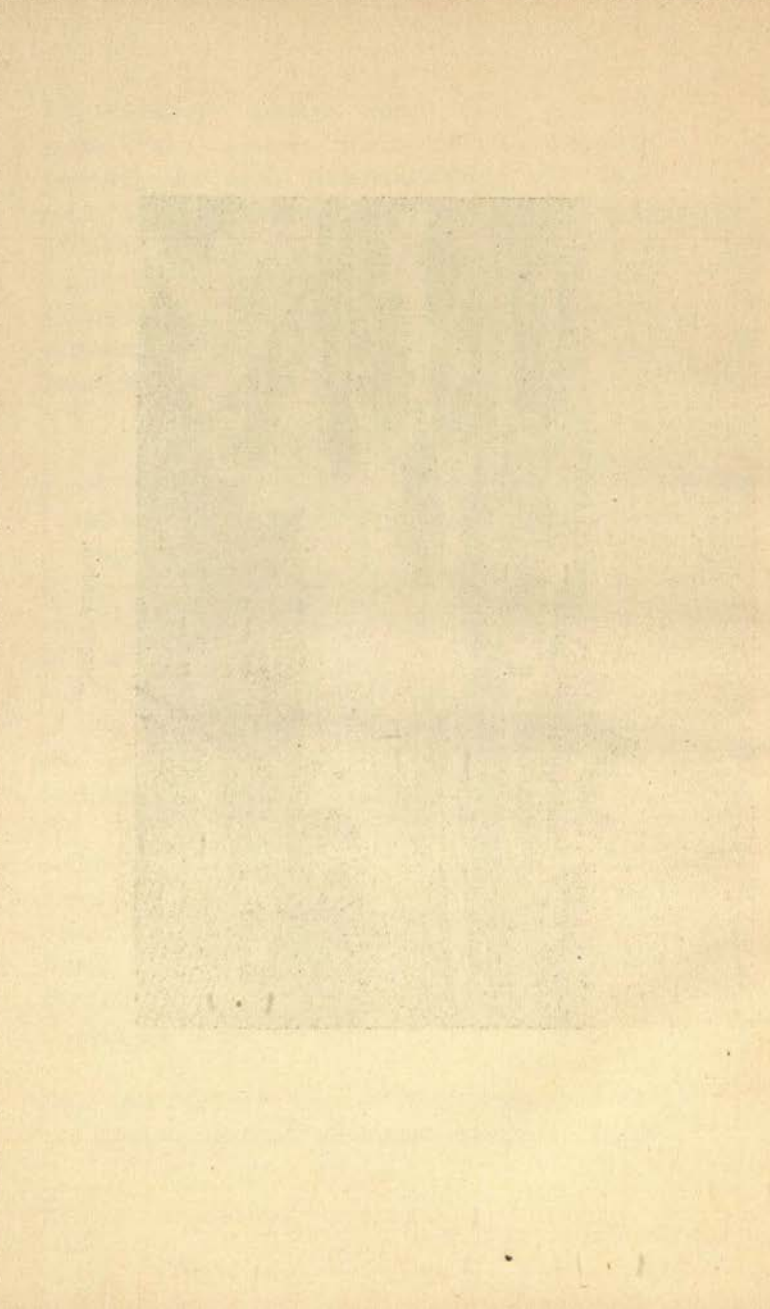
Man erwartete uns dort unten, hinter den dürftigen Palmen, in der Oase des Moses, die in der Ferne einen dunklen Fleck auf der unendlichen Sandfläche bildet. Wir sahen Kamele in raschem Schritt auf uns zukommen, von fragwürdig aussehenden Beduinen geführt.

Als die Kameltreiber näher kamen, lächelten sie; wir verstanden, daß es unsere Leute seien, und daß ihre Tiere zu unserer Verfügung ständen. Sie waren mit Dolchen und Hirschfängern bewaffnet; ihre Körper, dürr wie vertrocknete Mumien, sahen durch die Löcher ihrer unbeschreiblichen Lumpen: Stücke einer Ziegenhaut oder Reste eines abgetragenen Burnus. Sie zitterten vor Kälte im trüben Abendwind, und beim Lächeln zeigten sie lange Zähne.

In einer halben Stunde führten sie uns zur Oase des Moses-Brunnens, dem Ausgangspunkt der Wüstenstraßen, wo unsere vor zwei Tagen



Suez, Hafen.



aus Kairo abgeschickten Zelte unter kümmerlichen Palmen aufgeschlagen waren. Unser Dolmetscher und unsere Diener, lauter Syrier, erwarteten uns hier; und um das Zelt herum ruhten die zwanzig Kameltreiber und zwanzig Kamele wie ein Haufen Elend in wilder Häßlichkeit, Menschen und Tiere durcheinander, im Sand und Kamelsmist.

In unserer Nähe lagerte eine andere zahlreichere, aber bescheidnere Karawane in ähnlicher Unordnung; russische Pilger, Popen, Bauern und todmüde alte Frauen, feurige Gläubige, die hohläugig und hustend nach vielen sonnigen Tagen und eisigen Nächten vom Sinai zurückkehrten. Ringsumher die leere Unendlichkeit, die dämmernde Wüste, von heftigem, kaltem Winde durchfegt, eine tote, farblose Wüste, die sich unter noch dunklerem Himmel ausbreitet, der an den Grenzen des kreisförmigen Horizontes mit ihr zu verschmelzen und sie zu erdrücken schien.

Uns ergriff ein berauschendes und furchterregendes Gefühl der Einsamkeit, ein Bedürfnis, noch tiefer hineinzudringen, ein instinktives Bedürfnis, ein physischer Wunsch, im Winde bis zur nächsten Anhöhe zu laufen, um mehr noch zu sehen, noch weiter hinaus in die anziehende Unermeßlichkeit. . . .

Von der Höhe der kahlen Düne, zu der wir geeilt waren, sahen wir in der Tat noch weiter, und über der noch vergrößerten Wüste lag ein letzter Schimmer des Tages, der vom gelben

Himmel durch einen langsam sich bildenden Wolkenschlitz herabfiel. . . .

Jetzt, bei dem kalten Winterwind, wurde es so unheimlich, daß sich plötzlich zur Anziehungskraft der Wüste ein uraltes Heimwehgefühl gesellte, ein Bedauern, gekommen zu sein, eine Fluchtwandlung, etwa wie die instinktive Furcht der Tiere aus grünem Weideland beim Anblick einer todesstarrten Gegend, vor der sie plötzlich umkehren.

*

*

*

Etwas später unter dem Zelte, vom Winde geschützt, beim Scheine der Lichter, während unseres ersten Nomadenmahls, überkam uns wieder sorgloser Frohsinn, und wir gewöhnten uns schon an die große Stille der Wüste, in der das Dämmerlicht nach und nach erlosch. Nachher machten wir uns das sehr kindische Vergnügen, unsere arabischen Gewänder anzulegen — etwas Neues für meine zwei Reisegefährten, wenn auch nicht für mich. Sehr notwendig sind diese Verkleidungen nicht, besonders in diesem ersten Teil der Wüste Sinai, wohin schon so viele Europäer kamen; aber um so viel bequemer bei der brennenden Tagessonne, wie am kalten Abend, und unstreitig besonders viel malerischer, wenn man auf Dromedaren reitet. Wer nicht allein reist, ist es seinen Gefährten schuldig, ihnen das Wüstenbild nicht durch die lächerliche Figur eines englischen An-



Wüstenlandschaft.

zuges zu verderben; ja, es ist einfach eine Frage der Höflichkeit gegen seinen Nächsten.

Wir sind also für viele Tage unserer westlichen Kleidung entledigt, frei und vielleicht verschönert durch den langen Burnus, den langen Schleier, die uns das Aussehen eines arabischen Scheiks geben, und so erwarten wir mit Ungeduld den Aufbruch am nächsten Morgen.

II.

Mose ließ die Kinder Israel ausziehen vom Schilfmeer hinaus zu der Wüste Sur. Und sie wanderten drei Tage in der Wüste, daß sie kein Wasser fanden.

2. Buch Mosis, XV. 22.

Freitag, 23. Februar.

In Tonnen und Schläuchen nahmen wir Nilwasser mit in die Wüste Sur. Den ganzen Tag folgten wir in der Unendlichkeit des trockenen Sandes den undeutlichen Spuren, die im Laufe der Jahrhunderte die selten durchkommenden Menschen und Tiere hinterlassen haben und welche die Wege der Wüste bilden. Am fernen eintönigen Horizont zittert die heiße Luft. — Überall Sand, mit grauen Steinen durchsät, alles grau in grau, graurosa oder graugelb. Hier und da eine blaßgrüne Pflanze, die eine unscheinbare, schwarze Blume hervorbringt; — und die langen Hälse der Kamele strecken und bücken sich, um sie abzugrasen.

Der Horizont zittert in der Glut. Manchmal hofft man, den Schatten einer am unendlichen Himmel umherirrenden Wolke aufzufangen, allein er ist auch nur ein herumirrender Schatten auf der unendlichen Sandfläche, er eilt vorüber und

flieht. — Alle gehen sie weiter, die kleinen, unnützen Wolkenschatten, und erfrischen nur die Steine und die alten, gebleichten Knochen.

Ebenso unnütz sind die schwereren Wolken, die gegen die Mittagsstunde dort unten über den kahlen Bergen sich sammeln und ihren kühlen, geheimnisvollen Schleier über dem weiten Nichts ausbreiten. Sie verdichten sich immer mehr und verhüllen die leblose Ferne mit Dunst. Wechselvolle Unwirklichkeit scheint uns jetzt zu umgeben; der Sand, auf dem wir wandern, verliert sich auf allen Seiten in einem niedern, düstern Himmel, und endlich wird selbst die Sonne trüber, als wolle sie erlöschen. Hie und da nur, wo zufällig ein Riß in dem dunklen Vorhang klafft, wird der kahle Gipfel eines Berges beleuchtet, oder in unserer Nähe, unter einer Lichtung, aus der einige Strahlen fallen, glänzt ein mit Glimmer übersäter Sandhaufen wie ein silberner Grabhügel.

Während der Rast in der drückenden Mittagszeit überholen uns, wie es bei Karawanen Gebrauch ist, unsere Lasttiere und tragen unser Gepäck und unsere Zelte in die beunruhigende Ferne, damit wir unser Lager aufgeschlagen finden, wenn wir nach ihnen den Rastplatz erreichen. Noch einsamer setzen wir den Marsch des zur Rüste gehenden Tages fort. Nach und nach wird der Geist eingeschläfert durch die langsame, gleichmäßige, wiegende Gangart des großen, unermüdlichen Tieres, das auf seinen langen Beinen immer vorwärts, vorwärts wandert. Im

Vordergrunde all dieser grauen Dinge sehen die vom Schlaf verschleierten und oft zufallenden Augen nur noch die anhaltende, wiegende Bewegung des Halses, von demselben Graugelb wie der Sand, und den haarigen Hinterkopf, der wie ein kleines Löwenhaupt aussieht und mit wildem Schmuck aus weißen Muscheln, blauen Perlen und schwarzen Wollfransen umhängt ist.

*

*

*

Gegen Abend kommen wir in eine Gegend, die, so weit das Auge reicht, mit spärlichem Ginster überwachsen ist; ein trauriger Garten ohne sichtbare Grenzen. Der Wind, der sich aufzutut, bedeckt und verdüstert ihn mit feinem Sandstaub. Immer stärker wütet der durch nichts gehemmte Wind. Im trüben Dämmerlicht sieht man die Dinge nur noch durch ein seltsames gelbes Gewölk von fahler Durchsichtigkeit. Unsere fernab auftauchenden Zelte erscheinen riesengroß, mitten in der kahlen Unendlichkeit; sie sehen durch diese Sandwolke wie Pyramiden aus. Unsere Lastkamele, die umherirrend im Ginster äsen, erscheinen beim letzten bleichen Schimmer der Sonne wie riesenhafte Tiere, die Bäume abweiden.

Bei starkem Winde, der unsere Zelte wie Schiffssegel klatschen läßt, bleiben wir hier auf der ersten besten Stelle der unendlichen Einsamkeit über Nacht.

III.

Samstag, 24. Februar.

Is zwei Uhr morgens schüttelt der Wind rastlos unser kleines Lager, das so einsam in der weiten Leere steht. Unsere Zelte klatschen wie Schiffssegel; im Dunkeln fühlt man, wie über unseren Köpfen die Vorhänge flattern; das leichte Feldbett wird wie auf See bei schlimmer Nacht gerüttelt, und draußen schreien alle Kamele zugleich, wie die Tiere in einer Menagerie. Unwillkürlich überkommt einen der Gedanke, wie wenig Schutz das Nomadenhaus aus Leinwand gegen nächtliche Räuber, gegen jede Überraschung der Wüste bietet. Bei diesem Lärm, bei so viel Unruhe in der Dunkelheit, könnten Hände uns packen, uns das Messer an die Kehle setzen, ohne daß man jemand kommen hörte, ohne daß die Reisegefährten in den benachbarten Zelten das Geringsste ahnten.

Bei anbrechendem Tag hat sich der Wind völlig gelegt; wir treten aus dem Zelte und halten Umschau. Die Sonne steigt in vollkommen reiner Luft empor; nichts mehr ist von der gestrigen Unbestimmtheit geblieben. Die Dinge haben ihr wirkliches Aussehen, ihr richtiges Maß wieder

angenommen: Kamele, Sand und der dürftige Ginster, alles ist klar und deutlich und liegt in dem grellen Lichte gleichsam erstarrt da.

In der Ferne, wie über einer Lapisfläche, dem Roten Meere, sieht man noch die Umrisse der ägyptischen Berge. Den ganzen Morgen geht es weiter, weiter in die Einöde hinein, mit demselben langsamem, wiegendem Gange. Der Ginster wird seltener, hier und da wächst einsam eine sonderbare Sandblume, ein blätterloser Spinnrocken, der sich gelb und violett gefärbt aus dem Boden erhebt.

Nichts Lebendiges ringsum: kein Tier, kein Vogel, kein Insekt, sogar die überall zu findenden Fliegen fehlen hier. Während die Meereswüste lebendigen Reichtum in Fülle aufzuweisen hat, findet sich hier nur Unfruchtbarkeit und Tod. Man ist wie berauscht von der Stille und Leblosigkeit, indes eine gesunde, reine, unverbrauchte Luft darüber hinweht.

Die Sonne steigt, brennt und leuchtet mit ihrem weißen, immer prächtiger werdenden Feuer. Am Boden verstreut liegen kleine, schwarze Kiesel oder glitzernder Glimmer; aber keine Pflanze mehr, nichts mehr.

Die Gegend wird hügelig, fast bergig; die großen, auf ewig unnützen und unbrauchbaren Haufen von Kieseln und Steinen zeigen seltsame Formen, man weiß nicht warum noch für wen. Sie stehen ohne Zweifel schon seit Jahrhunderten unwandelbar an derselben Stelle und in der-

selben Lichtpracht. Vor der blendenden Sonne schließt man unwillkürlich von Zeit zu Zeit die Augen; wenn sie sich wieder öffnen, scheint der schroff abgegrenzte Horizont wie ein schwarzer, von der Klarheit des Himmels abstechender Kreis, während die Stelle, auf der man sich gerade befindet und über deren silberglänzenden Glimmerschutt die Schatten der großen, unablässig dahinschwankenden Tiere hinziehen, wunderbar weiß bleibt.

Gegen Abend nähern wir uns einer Gegend mit hohen Bergen, und zu der trüben Stunde, wo die Wintersonne unsere Schatten übermäßig verlängert, sind wir in einem großen kesselförmigen Tale aus Stein und Sand. Die Berge breiten eine wundervolle Farbenpracht vor uns aus: irisviolett am Fuße, päonienrosa die Gipfel — so heben sie sich vom klaren, grünen Himmel ab.

Immer länger werden die Schatten aller Dinge: die niedrigsten Dünen, die geringsten Steine, unsere eigenen Schatten, die neben uns auf dem Sande herlaufen, sind fast unendlich. Wir scheinen auf Stelzen gehende Kamele zu reiten, apokalyptische Tiere mit langen Ibisbeinen.

Unterdessen bricht die Nacht herein, ehe wir unser Lager aufgefunden haben. Wie endlos ist unser heutiger Marsch!

*

*

*

Jetzt ist es ganz Nacht, obgleich die Berge dort unten beleuchtet bleiben; rot, als ob jeder Feuer enthielte und noch glühte. Nur wir sind im Dunkel der kleinen, düstern Täler, in denen alles Leben erstarb, wo unsere Kamele, die nichts mehr sehen, ächzen, weil sie nicht wissen, wohin sie den zögernden Fuß setzen sollen. Wo sind denn heute abend unsere Zelte? Unser Führer scheint sich nicht mehr zurecht zu finden, und eine unbestimmte Besorgnis ergreift uns in dieser grenzenlosen Abgeschiedenheit.

Endlich sehen wir hinter einem Hügel Feuer-schein, gelbe Flammen tanzen vor uns; wir sind angekommen! Unsere Beduinen eilen uns mit Laternen entgegen. Sie haben unser Lager diesmal auf ausgewählter Stelle aufgeschlagen, an eine Felswand angelehnt, die ein Gefühl der Sicherheit gegen nächtliche Überraschungen in uns erweckt; wir haben eine gewisse Empfindung des Daheimseins beim Eintritt in unsere Leinwandhäuschen, in denen die Kerzen angezündet sind. Mit ihren gestickten Arabesken und den orientalischen Teppichen auf dem Boden sind sie in unsern Augen, die schon an die Eintönigkeit der Einöde gewöhnt sind, kleine Nomadenpaläste.

Unterdessen hat sich derselbe kalte Wind wie gestern erhoben, derselbe, der sich scheinbar jeden Abend wie der Atem der Wüste erhebt und mitten in der uns umgebenden Nacht und Öde an der Leinwand unserer gebrechlichen Behausung rüttelt.

Und aus den Felsen, die uns anfangs als Schutz erschienen, treten plötzlich Männer hervor und schleichen in der Dunkelheit um unser Feuer: unbekannte Männer mit schwarzen Gesichtern und weißen Zähnen.

IV.

Sonntag, 25. Februar.

U nser Lager erwacht beim herrlichsten Sonnenschein und wird für die Reise abgebrochen. Über der Felswand steht am blauen Himmel der bleiche Mond, dessen erloschenes Auge unserm Aufbruch zusieht. Bis zur heißen Mittagszeit ist die Einöde mit schwarzen Kieselsteinen übersät und wie mit Kohlenstaub bestreut. Diese Kiesel glänzen und glitzern unter der feurigen Sonne, so daß beim durstigen Wanderer die Täuschung erweckt wird, als seien sie feucht. Stundenlang wandern wir durch diese schwarze, blinkende Wüste; stellenweise zeichnen Salpeter und Salzablagerungen eine graue Marmorierung hinein. Nichts singt, nichts fliegt, nichts regt sich. Doch in die ungeheuere Stille dringt, gleich gedämpftem Hammerschlag, das unaufhörliche, eintönige Trampeln unserer trägen Kamele. . . .

Gegen Mittag kommen wir in eine weniger kahle Gegend. Anscheinend am Rand eines ausgetrockneten Flußbettes wachsen farblose Tamarisken, bleicher Ginster mit weißen Blumen, — ja sogar zwei hohe Palmen. Eine graue

Schwalbe kreuzt uns mit erschrecktem Flug, und Mücken summen wieder um die triefenden Augen unserer Kamele. Eine Spur von Leben. Zwei große, schwarze Vögel breiten ihre Flügel aus und ihr Schrei ertönt durch die Stille.

Sobald die Beduinen die Palmen sehen, wittern sie sogleich Wasser unter ihrem dünnen Schatten und führen unsere Tiere hin. In der Tat hat sich in einer Sandkuhle etwas Wasser angesammelt, und vor Freude brummend nähern sich unsere Kamele. Zwei oder drei versuchen zu gleicher Zeit, ihre Köpfe hineinzustecken, und verwickeln sich dabei mit ihren langgestreckten Hälsen.

Dann kommen wir wieder in die trockene, unfruchtbare Wüste. Wir entfernen uns immer mehr vom Roten Meer, das wir seit gestern nicht mehr sehen, und dringen in das bergige Binnenland ein. Wie viele düstere Täler, wie viele große öde Kessel müssen wir noch vor der Nachtruhe durchwandern! Unsere Kamele gehen stets vorwärts, immer in dem gleichen, wiegenden, einschläfernden Tempo. Sie finden fast von selbst die kaum sichtbaren Pfade der Wüste, welche die gleichen Tiere, ihre Vorfahren, seit undenklichen Zeiten in derselben Richtung verfolgten und vorzeichneten: die einzig betretenen Wege in dem sinaitischen Arabien.

Gegen Abend kommen wir an drei undurchdringlich verschleierten Frauen vorbei, die auf jungen, stolz ausschreitenden Kamelen reiten.

Etwas später verfolgt ein bronzefarbener Junge, den ihre Flucht zu beunruhigen scheint, die gleiche Richtung. Sein mit Muschelstickerei verziertes Kamel ist mit schwarzen Fransen und Quasten behangen, die beim Dahineilen im Winde flattern.

Je mehr der Tag sich neigt, desto höher erheben sich die Berge ringsum und desto tiefer werden die Täler. Die Berge bestehen aus Sand, Lehm und weißen Steinen, ein Gebilde aus Urstoffen, aufs Geratewohl durch die geologischen Bildungen angehäuft und niemals durch Menschenhand gestört, seit Anfang der Welt langsam vom Regen zerwaschen und langsam von der Sonne gedörrt. Sie zeigen die seltsamsten Formen; man könnte glauben, eine sorgende Hand habe sie ausgewählt und sie stets in ähnlichen Formen geordnet.

Meilenweit sieht man nur eine stufenförmig und wie mit bewußter Symmetrie übereinander gesetzte Reihe von Kegeln, dann platten sich die Spitzen ab und werden zu einer Reihe zyklischer Tische. Endlich kommen Dome und Kuppeln, die an Trümmer toter Städte erinnern. Man steht verwirrt vor diesen gekünstelten und doch so nutzlosen Bildungen, während dies alles in derselben Todesstille und unter demselben unbarmherzigen Lichte an uns vorüberzieht, stets mit demselben glitzernden Glimmerstaub, mit dem die Wüste wie ein Prunkgewand übersät ist.

Von Zeit zu Zeit singt einer der Kameltreiber, und seine Stimme reißt uns aus Traum und Schläfrigkeit. Sein Gesang ist eigentlich eine



Wüstenlandschaft.



Reihe von Rufen, die etwas unendlich Wehmütiges haben und in denen der schreckliche Name Allahs ohne Unterlaß wiederkehrt. Sie erwecken an den Felswänden der Täler helle Echos, fast schreckenenerregende Klänge, die dort schliefen.

*

*

*

Am Abend, während der Stunde, in welcher der Zauber des Sonnenunterganges für uns allein über der Wüste sich entfaltet, lagern wir in einem großen kesselförmigen, traurigen, noch namenlosen Tale, das ganz aus grauem Lehm besteht und von einer Mauer riesiger Felsen umgeben ist. Hier ist kein Wasser zu finden, allein wir haben noch für zwei bis drei Tage Nilwasser, und der Scheik, unser Führer, verspricht uns, daß wir morgen abend an einer Quelle lagern sollen.

Sobald die Zelte aufgeschlagen sind, verstreuen sich die von ihrer schweren Last befreiten Kamele um das Lager auf der Suche nach spärlichem Ginster, unsere Araber auf der Suche nach trockenen Halmen zum Feuermachen, — gleich Hexen in langen Röcken, die am Abend Kräuter für ihre Zaubetränke zusammenlesen. — Während der Nacht bringt unsere kleine Nomadenstadt etwas Leben in den verlassenen Ort, wohin sie niemals mehr kommen und wo morgen wieder Tod und Stille herrschen wird.

Je tiefer die Sonne sinkt, bis sie erlischt, um so großartiger wird die Trostlosigkeit ringsumher. Ein ungeheurer Talkessel, den verschüttete Städte zu umgeben scheinen; ein Wirrwarr von umgestürzten, zersplitterten Dingen, von Spalten und Höhlen; und das Ganze, wie unsere Kamele, wie unsere Beduinen, wie der Boden, kurz wie alles hier, ist von aschgrauer oder warmer brauner Farbe: der ewige Hauptton, der mißfarbene und doch so intensiv warme Hintergrund, auf den die Wüste ihren Lichtzauber ausschüttet.

Jetzt naht die Stunde des Sonnenuntergangs, die Zauberstunde. Auf den fernen Gipfeln zeigt sich für flüchtige Minuten glühendes Violett und feuriges Rot; alles scheint Feuer zu bergen. . . . Nun ist die Sonne untergegangen, allein obwohl sich alles verdunkelt, glimmt es noch lange wie verborgene Glut unter dem Aschgrau und Braun, den wirklichen Farben der Dinge. Dann . . . ein Schauer . . . und plötzlich sinkt die unvermeidliche Abendkälte der Wüste herab.

*

*

*

Wenn die Nacht herabgesunken ist und die Sterne am unermeßlichen Himmel glänzen, wenn unsere Beduinen wie gewöhnlich als schwarze Schattengestalten auf gelben Flächen rings um das Reisigfeuer sitzen, lösen sich zwölf von ihnen los und stellen sich an unsere Zelte im Kreis

um einen, der auf der Sackpfeife bläst, und sie beginnen im Chor zu singen; nach dem langsamen Takte, den der Pfeifer angibt, wiegen sie singend den Kopf. Die Weise ist alt und traurig; ohne Zweifel die gleiche, die schon ertönte, als Moses durch die Wüste zog. Trauriger noch als die Stille ist diese klagende Musik der Beduinen; sie verliert sich in der vom Geräusch entwöhnten Luft, die nach Tönen dürstet, wie der dürre Sand nach Tau. . . .

V.

Montag, 26. Februar.

Jeden Morgen an einer anderen Stelle der weiten Wüste erwachen, aus dem Zelte treten und sich in der Herrlichkeit des reinen Morgens bewegen, die Arme ausbreiten und sich halbnackt in der frischen, reinen Luft recken, auf dem Sande den Turban rollen und sich in den Schleier aus weißer Wolle hüllen, sich an Licht und Weite berauschen, beim Erwachen die sorglose Freude genießen, nur zu atmen, nur zu leben. — Dann weiter ziehen, hoch oben auf dem Dromedar, dem unermüdlichen Läufer, der mit gleichmäßigem Schritt bis zum Abend aushält! Träumend wandern, wandern, stets wandern, vor sich den haarigen, muschelgezierten Kopf und den langen Hals des Tieres, das wiegend die Luft durchschneidet wie der Schiffsschnabel das Wasser, Einöde auf Einöde an sich vorüberziehen lassen, das Ohr lauschend spannen und nichts hören in der tiefen Stille, weder Vogelsang, noch Mückengesumm, weil nirgends eine Spur von Lebendigem ist. . . .

Nach dem frischen Morgen erhebt sich die brennende Sonne. Die vier ersten Stunden des

Weges gen Osten, dem Sonnenlicht entgegen, sind die ermüdendsten des Tages. Endlich wird an irgendeiner beliebigen Stelle unter leichtem, rasch aufgeschlagenem Zelte Mittagsrast gehalten, während der größere Teil der langsameren Beduinen und Lasttiere uns einholt, mit wildem Geschrei an uns vorüberzieht und im Unbekannten vor uns verschwindet. Dann nach vier weiteren Stunden Marsches, am Abend, findet endlich die ersehnte Ankunft an dem stets überraschenden Ort der Nachtruhe statt, und man hat jedesmal eine kindliche Freude, sein Zelt wiederzufinden, vor welchem das folgsame Dromedar sich hinkniet, um uns abzusetzen.

*

*

*

Heute früh beginnen wir den Tag in den heißen Tälern zwischen erdrückenden Bergen. Die Sonne ist trübe, wie eine große blendende Trübsal, die vom Himmel herabsinkt. Auf dem glitzernden Sande folgen die müden Augen dem Schatten der dahinziehenden Kamele, und wie immer, wenn man zu den fernen Bergen aufsieht, scheinen diese schwarz im Gegensatz zum Glanze des nahen Sandes.

Nachmittags haben wir eine beträchtliche Höhe in der innern Wüste der Sinaihalbinsel erreicht. Neue Fernen öffnen sich rings, und der Eindruck der Öde ist hier noch schrecken-

erregender, weil wir ihre Unermeßlichkeit sichtlich bestätigt finden.

Es ist eine fast furchtbare Herrlichkeit. In der Ferne, die so klar ist, daß man sie viel tiefer glaubt, als die gewöhnlichen irdischen Fernen, schlingen und schichten sich regelmäßig geformte Bergketten in- und übereinander. Sie sind seit Anbeginn der Welt frei von jeder menschlichen Berührung geblieben, und kein Pflanzenwuchs hat je ihre scharfen Umrisse verwischt. Im Vordergrund sind sie fast rotbraun, aber in ihrer Flucht gegen den Horizont durchlaufen sie wunderbare violette Töne, die nach und nach in Blau übergehen und in der äußersten Ferne zum reinsten Indigo werden.

Doch dies alles ist still, tot und leer. Es ist die Pracht der unwandelbaren Regionen, die frei von den vergänglichen Reizen der Wälder, Matten und Wiesen sind; die Pracht der fast ewig dauern- den Materie, von jeder Unbeständigkeit des Lebens befreit; die Pracht der Erde vor der Schöpfung des Lebens. . . .

*

*

*

Am Abend entdecken wir von einer entfernten Höhe aus eine Ebene ohne sichtbare Grenzen, ganz Sand und Stein, von dünnem, rötlichem Ginster bewachsen. Sie ist von Licht überflutet, von Strahlen versengt, und unser Lager, das

schon dort unten aufgeschlagen ist, unsere unendlich kleinen, weißen Zelte erscheinen wie Behausungen von Pygmäen inmitten der glänzenden Unendlichkeit.

*

*

*

Oh! welcher Sonnenuntergang! Niemals sahen wir so viel Gold, allein um unsertwillen um unser einsames Lager ausgebreitet. Unsere Kamele, die ihren Abendspaziergang machen und sich, wie stets, seltsam vergrößert vom leeren Horizont abheben, haben Gold auf den Köpfen, an den Beinen, auf den langen Hälsen. Sie sind ganz mit Gold umsäumt, und die Ebene ist ganz aus Gold, die Ginster sind goldene Sträucher. . . .

Dann kommt die Nacht, die klare Nacht mit ihrer Stille. . . .

In diesem Moment überkommt uns ein Gefühl von fast frommem Schauder, uns vom Lager zu entfernen und es aus den Augen zu verlieren, ja uns selbst von dieser Handvoll lebender, mitten im ausgestorbenen Raume verlorenen Wesen zu trennen, um ganz einsam zu sein im nächtlichen Nichts. Weniger fern, weniger unerreichbar als anderswo glänzen die Sterne im Weltenraum, und wer sie in der unwandelbaren, uralten Wüste anblickt, der fast beinahe ihre unbegreifliche Unendlichkeit. Es kommt einem fast vor, als ob man selbst Teil habe an der fühllosen Dauer der Sternenwelt. . . .

VI.

Denn sie waren ausgezogen
von Rephidim und wollten in
die Wüste Sinai, und lager-
ten sich in der Wüste daselbst.

2. Buch Mosis, XIX, 2.

Dienstag, 27. Februar.

Der fünfte Tag ohne Wasser, aber unser
Vorrat reicht noch aus.

Den ganzen Morgen wandern wir in der
gleichen Ebene wie gestern. An Stelle des Gin-
sters sind noch spärlichere, weißlich grüne, halb
versandete Pflanzenbüschel getreten; eine Art
dorniger Kugeln, welche die Füße gleich eisernen
Igeln verletzen.

Wir treffen nun auf große, schwarze Steine,
die wie Menschen oder Druidensteine auf dem
Sande stehen. Zuerst nur vereinzelt, dann immer
zahlreicher und auch immer höher, je weiter wir
sanft gewiegt vordringen; nach und nach neh-
men sie den Umfang von Türmen, Burgen und
Festungen an; zuletzt schließen sie sich zu-
sammen, bilden Gänge, erscheinen wie Straßen
einer zerstörten Zyklopenstadt und engen uns
schließlich zwischen düstern Wänden ein.

*

*

*

In einem dieser düstern, unheimlichen Täler halten wir Mittagsrast. Während wir auf unsern ausgebreiteten Teppichen einschlafen, erhebt sich plötzlich in den schallenden Steinen wildes Geschrei. Es sind unsere Kameltreiber und unsere Kamele, die sich bemerkbar machen und dann vorüber ziehen; es ist die ganze langsame Karawane, die uns täglich morgens nachfolgt und uns während der Mittagszeit überholt, um uns am Rastplatz voraus zu sein. Tiere und Menschen sind es gewohnt, uns beim Vorübergehen schreiend zu begrüßen, und heute sind ihre Stimmen übertrieben stark und wecken überraschende Echos in den ausgedörrten Felsen, die wie trockenes Holz schallen.

*

*

*

Bis zur Stunde des Mohgreb (Gebet) wandern wir in den engen, gewundenen Tälern, deren Felswände Farbe und Beschaffenheit ändern; sie bestehen jetzt aus rosafarbenem Granit, durch den sich blaue oder grüne Granitstreifen ziehen.

Auch die Gegend ist weniger öde, denn wir finden hier Bäume, die ersten seit fünf Tagen. Recht elende, kleine Bäume, eine Art dorniger Mimosen, gleich denen der Sahara, Senegambiens und Aboks; in dieser frühen Jahreszeit haben sie kaum wahrnehmbare blasse, neue Blätter angesetzt, und auf der Erde blühen einige

weiße, sehr feine Blümchen zwischen zerbröckeltem Granit.

An einer Kreuzung dieser Täler begegnen wir zwei prächtigen Beduinenknirpsen, Bruder und Schwester, die uns mit ängstlichen, schwarzen Sammetaugen erwarten. Sie sagen uns, daß dort in den Bergen Lager seien; in der Tat vernehmen wir in der Ferne Hundegebell, das unser Nahen verkündet. Bald nachher erblicken wir Ziegenherden, von schwarzgekleideten, schwarzverschleierten Beduinen gehütet.

Der alte Scheik unserer Kameltreiber kommt zu mir und bittet um Erlaubnis, uns bis morgen verlassen zu dürfen, weil er diesen Stamm, bei dem seine Söhne sind, besuchen möchte.

*

*

*

Wir passieren die Gegend des Myrrhenberges; die ganze Wüste ist mit Wohlgeruch erfüllt; dünngesäte, dürftige, kleine Pflanzen, von den Füßen unserer Dromedare zertreten, verbreiten einen ungekannten, herrlichen Duft. Der Boden dieser endlosen Pässe erhebt sich in kaum merkbarer Steigung immer mehr bis zu der in der Mitte der Halbinsel gelegenen Hochebene. Er wird noch zwei Tage weiter ansteigen, um uns bis zu einer Höhe von zweitausend Metern zu führen, auf der das Sinaikloster liegt.

Die geologischen Umwälzungen haben in

dieser Gegend noch nicht ihr Ende erreicht; vor kurzem erst müssen hier Bergstürze stattgefunden und Felsmassen mit dem Getöse eines Weltunterganges auf dem Boden zerbröckelt sein; denn riesige Trümmer mit ganz frischen Bruchspuren beweisen überall einen kaum beendeten Einsturz. Wir verfolgen unsern emporführenden Weg über blaues oder rosafarbenes Granitgeröll, zwischen düstern Wänden aus dem gleichen Gestein; fast alle sind von oben bis unten gespalten und drohen zusammenzustürzen.

In dieser Nacht lagern wir zwischen schrecklichen, finstern Wällen in einem schon ziemlich hoch gelegenen Tale, wo die Luft eisig weht.

VII.

Als nun der dritte Tag kam und Morgen war, da erhob sich ein Donnern und Blitzen, und eine dicke Wolke auf dem Berge und ein Ton einer sehr starken Posaune. Das ganze Volk aber, das im Lager war, erschrak.

2. Buch Mosis. XIX, 16.

Mittwoch, 28. Februar.

Mitten in der Nacht erwecken uns Donnerschläge, die in diesem widerhallenden Tale heftig und entsetzlich dröhnen. Der Sturm rüttelt unsere schwachen Leinwandhäuser und droht sie wegzureißen. Unsere Kamele ächzen und ein Sturzregen geht in Strömen nieder. . . .

Der Wind, noch mehr als der Regen, ist der Feind der Nomaden. Wir müssen aufstehen, mit großen Steinen alle Pfähle unserer Zelte einschlagen lassen, die sich wie Segel blähen und zerreißen; — dann abwarten und darauf gefaßt sein, keinen Schutz mehr gegen die kalte Sintflut zu finden. Ohnmächtige Not der unendlich Kleinen beim Ausbruch selbstherrlicher Kräfte!

Draußen, in dem düstern, immerfort von Blitzen beleuchteten Tale herrscht apokalyptischer Schrecken; bis in die Grundfesten wird es durch

knisterndes oder dumpfes Krachen erschüttert; es scheint zu erbeben, sich zu öffnen und zusammenzustürzen. . . . Dann werden die Donnerschläge seltner, klingen entfernter, werden tiefer und hohler, als wollten Welten in Abgründe stürzen. . . .

Endlich beruhigt sich alles. Nach und nach kehrt Stille, Sicherheit und Schlaf wieder.

*

*

*

Beim Sonnenaufgang, am ruhigen, frischen Morgen, als ich mein Zelt öffne, strömt mir mit der Außenluft so herrlicher Duft entgegen, als sei vor meiner Tür ein mit Wohlgerüchen gefülltes Gefäß zerbrochen. Das ganze öde Granital duftet wie ein Tempel des Orients. Die dünn gesäten, blassen Pflänzchen, die nach Wasser lechzten, haben unter den Regengüssen der Nacht neues Leben gewonnen und verbreiten jetzt einen Duft gleich unzähligen Räucherpfannen; die Luft scheint mit Benzoe, mit Zitronenkraut, mit Geranien und Myrrhen geschwängert. . . .

Zuerst betrachte ich das öde, seltsam prächtige Tal, dessen rote Granitgipfel beim Scheine der Morgensonne auf einem Hintergrunde von schwarzen, zerrissenen, nach Norden eilenden Wolken flammen. Dort oben hält noch der Sturm an, während hier unten die Luft regungslos ruht.

Dann betrachte ich die Erde, von der alle diese Wohlgerüche aufsteigen; sie ist wie nach einem Hagelwetter mit weißen Körnern bedeckt.

VIII.

Und als der Tau weg war,
siehe, da lag es in der Wüste
rund und klein, wie der Reif
auf dem Lande.

2. Buch Mosis, XVI, 14.

Die Körner, die Wind und Regen heute nacht
gebracht und vor unseren Zelten aufgehäuft
haben, gleichen dem Manna. Ich hebe „die kleinen,
runden“ Dinger auf, sie sind weiß und hart und
schmecken nach Weizen: es sind die getrockneten
Früchte der kurzen, dornigen Pflanzen, die hier
in gewissen Gegenden die Berghänge bedecken.

Bei Auflesen dieses Mannas habe ich die
aromatischen Kräuter des Bodens gestreift, und
meine Hand bewahrt lange Zeit einen köstlichen
Wohlgeruch.

IX.

Den ganzen Morgen wandern wir durch endlose, gleichartige, von roten Granitwänden eingefasste Täler, die unmerklich zum großen Sinai aufsteigen, den wir morgen erreichen sollen.

Die Täler werden breiter, die Berge höher. Alles wird großartiger unter stets wechselnden, düstern Wolken. In der Ferne entdecken wir durch riesige, sich vor uns öffnende Steinfenster noch höhere, schneebedeckte Gipfel, die sich blendend vom dunklen Grund und vom Himmel abheben. Ein eisiger Wind weht uns von den Ausläufern des Sinai entgegen; peitschender Regen, mit Schnee und Hagel vermischt, durchnäßt uns; unsere Kamele schreien und zittern vor Kälte; unsere leichten Gewänder aus weißer Wolle, unsere dünnen arabischen Schuhe, alles ist bald vom herabrieselnden Wasser durchnäßt, und jetzt zittern wir auch, mit zusammengepreßten Zähnen und mit schmerzenden, erstarrten Händen.

Während einer kurzen Windstille schlagen wir das Mittagszelt an einer geschützten Stelle, in einer Granitschlucht, unter düsterm Himmel auf. Unsere Beduinen zünden mit den wohlriechenden

Zweigen ein Feuer an, das bald in einer großen Flamme mit starkem Rauch auflodert. Wir setzen uns alle ringsum, jeder hat das gleiche Bedürfnis, sich zu erwärmen und nicht mehr zu leiden. Mit ihren schwarzen, nackten Gliedern, ihren Pelzlumpen, ihren wilden Köpfen, ihrem affenähnlichen Zusammenkauern gleichen unsere Beduinen vorweltlichen Wesen, die um ein urzeitliches Reisigfeuer hocken.

Als wir uns zum Aufbruch erheben, finden wir in unserer Nähe auf dem buntfarbigen Teppich, auf dem wir saßen, große, grüne Skorpione; unsere Beduinen werfen sie in die glühende Asche des Feuers, wo sie sich winden und verbrennen.

*

*

*

Im Laufe des Nachmittags ändert sich Farbe und Beschaffenheit des Gesteins. Der Granit wird lockerer und farbloser. Im Halbdunkel und in der lastenden Kälte eines Winterhimmels wandern wir durch eine Reihe eng umrandeter Täler, deren Boden aus glattem Sand besteht, in den nur hier und da kleine Felsinseln, mißfarben wie die Kamele, eingestreut sind. Nichts mehr ist von den scharfen Ecken und spitzen Kanten zu sehen, nichts mehr von den frischen Felsbrüchen, die wir seit zwei Tagen um uns hatten. Im Gegenteil, wir sehen jetzt Haufen glattgeschliffener Blöcke, mit weichen Formen, Abrundungen und sonderbaren, an Tiere erinnernden Umrissen. Man könnte sie

für aufeinandergehäufte Ungeheuer, Dickhäuter, Salamander und Larven halten, oder für Massen im Entstehen begriffener Glieder, für Rüssel, ineinandergeschlungene und zusammengewachsene Arme. An den düstern Kreuzungen dieser Pässe stehen Gebilde wie Elefanten- oder Sphinxköpfe auf diesen grotesken Formen, gleichsam als Wache, um die Trostlosigkeit ringsum zu betrachten und zu behüten. Es bedurfte vieltausendjähriger Ruhe unter Sonne und Regen, um diese Sammlung beunruhigender Dinge zu bilden und zu glätten. Und immer dieselbe Stille und nirgends ein menschliches Wesen. Wir begegnen nur kleinen Vögeln von der gleichen Mißfarbe wie die Steine, und einigen Eidechsen, schuppig wie Krokodile. Der Himmel bleibt düster und niedrig und verstärkt die unendliche Traurigkeit; und von Zeit zu Zeit fällt wieder Schnee oder Hagel.

*

*

*

Wir lagern auf einer Höhe von ungefähr tausend Metern, in der Winterdämmerung, zwischen erdrückenden Felsen, am Eingang eines breiten Tales, einer Art Ebene, die ringsum wie mit aufgehäuften, toten Ungeheuern eingemauert ist. Unter diesen großen, vorsintflutlichen Tieren suchen unsere Beduinen Schutz und zünden Feuer an; unter Tatzen, unter Köpfen, unter Bäuchen, die fast glänzend poliert sind. Der bleigraue

Himmel vermischt sich in dunkler Verworrenheit mit den Gegenständen der Erde. Der Rest des fahlen, zögernden Tageslichts gestattet uns gerade noch, in die Ferne dieser eingeschlossenen Ebene zu schauen. Wir sehen gerade genug, um zu empfinden, wie unheimlich sie ist.

Immer noch fällt der Schnee auf unser verlorenes Lager.

Wir fühlen jetzt, daß wir trotz des Reizes der schönen, sonnigen Tage des Nomadenlebens keine richtigen Zeltmenschen sind. Der Mensch der Steinhäuser, der sich durch langen Atavismus aus uns herausgebildet hat, fühlt ein unbestimmtes Grauen, wenn ihn weder Dach noch Mauern schützen und er weiß, daß nirgends ringsum, in der dunklen, weiten, schrecklichen Wüste etwas Derartiges zu finden ist.

X.

Der ganze Berg Sinai aber rauchte darum, daß der Herr herab auf den Berg fuhr mit Feuer; und sein Rauch ging auf, wie ein Rauch vom Ofen, daß der ganze Berg sehr bebte.

2. Buch Mosis, XIX, 18.

Donnerstag, 1. März.

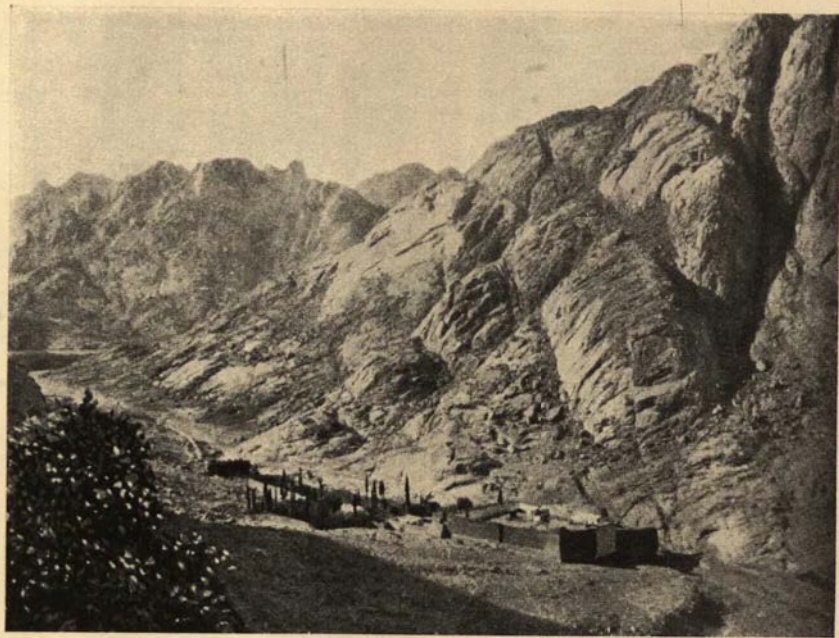
Morgens, als wir unser Lager aufbrechen, liegt der Himmel weniger tief, und es fällt kein Schnee mehr; aber es hängen schwere Wolken unbeweglich an den über den gleich steinernen Tieren emporragenden Granitriesen, von den wir gestern in der nebligen Dunkelheit nichts bemerkt hatten. Durch fürchterliche Schluchten, eine Art sandiger Gänge, steigen wir zwischen immer höher wachsenden, immer finstren Felswänden auf. Wir verlassen nun das Bereich der grauen, tierischen Formen und kommen nun wieder an braunen Granitfelsen vorbei, die wild und senkrecht emporragen. Die Kälte nimmt zu, und die Luft trägt den Schall seltsam weit. Um Mittag, während der Ruhezeit, beim Vorüberkommen unserer vor Kälte

schlotternden Karawane, prallt ihr Geschrei von den Felsenwänden zurück und hallt weiter, wie die Fuge großer Orgeln in riesigen Kathedralen. Die Fernen sind schwarz und verschlossen; hier und da leuchtet das stumpfe Weiß des Schnees zwischen geheimnisvollen, unbeweglichen Wolken hindurch.

Von Stunde zu Stunde wird alles riesenhafter. Endlich am Abend entdecken wir durch die weißen Flockenstreifen, die die Luft erfüllen, zwischen düster umwölkten Granitgipfeln die hohen Wälle und die wenigen Zypressen das Sinaikloster. Ach! wie still, wie kalt, wie traurig erscheint uns der heilige Berg, dessen Name allein schon aus der Ferne uns entgegenstrahlte. Die Zeiten liegen wohl zu fern und sind auf immer vergangen, da der Ewige in feuriger Wolke, beim Schalle schrecklicher Trompeten herabstieg! Das alles hat ein Ende. Jetzt ist der Berg leer wie der Himmel und unsere modernen Seelen; er birgt nur noch eitle, eisige Trugbilder, an welche die Menschenkinder bald nicht mehr glauben werden. . . .

Wir finden dort unsere Zelte, zwischen alten, eingestürzten Mauern, in einer Schlucht, in der sich der Wind verfängt. Auf dem die Erde bedeckenden, weißen Leichentuch liegt unser Gepäck umher. Unser armes Lager bietet unter den Windstößen, die es schütteln und schier fortreißen, unter dem sich wieder erhebenden Schneesturm einen kläglich-lichen, wirren Anblick.

In den nassen Gewändern vor Kälte zitternd,



Sinaikloster.

steigen wir von unseren großen Tieren ab, die gleichfalls leiden und klagen und die über die weißleuchtende Finsternis, die peitschenden Winde und die riesigen Berge beunruhigt werden. . . .

In der Tat, die Lage scheint für die bevorstehende Nacht unhaltbar, und ich entschieße mich, dem Prior des Sinaiklosters durch einen Boten ein besonderes Empfehlungsschreiben zu senden, das der Patriarch von Kairo mir für ihn einhändigte. Zugleich schildere ich ihm unsere Not, mit der Bitte, uns erlauben zu wollen, in der Nähe des Klosters lagern zu dürfen, — irgendwo dicht an seinen vor dem Sturm schützenden Mauern.

*

*

*

Die Antwort überbringt uns bald darauf ein junger, schwarzgekleideter Mönch, der etwas Französisch spricht. „Es gibt“, sagt er, „keinen näheren Lagerplatz; in der Schlucht, in der das Kloster steht, ist kaum eine Zeltbreite zwischen den Felsen und Wällen aufzufinden. Doch wenn Sie wollen, können Sie im Kloster selbst Unterkunft finden und dort verweilen, so lang es Ihnen behagt“.

Wir nehmen das Anerbieten an und behalten den Mönch bei uns, damit er noch vor unserm Aufbruch unsere Mahlzeit teilen kann. Bei dem eisigen Winde setzen wir uns zusammen an den Tisch, indes unsere Beduinen fortwährend den

Schnee herunterfegen, der sich gefahrdrohend auf unseren Zelten häuft.

Plötzlich erscheint ganz verstört der Bruder Pförtner mit großer Laterne und ungeheurem Schlüssel. „Niemals“, ruft er auf Griechisch, „nie und nimmermehr ist das Kloster so lange offen geblieben. Aus ganz besonderer Rücksicht hat man Sie bis zu dieser späten Stunde erwartet; doch Sie müssen sofort kommen, wenn Sie nicht die Nacht draußen bei Sturm und Schnee zubringen wollen.“

Wir lassen also alles liegen und eilen in langem Zuge und bei Laternenschein davon. Mit beiden Händen müssen wir die fortfliegenden Mäntel halten; bis an die Knöchel im frischgefallenen, hohen Schnee watend, steigen und steigen wir in der dunklen Nacht zwischen Felsblöcken und Granitgeröll.

Eine Viertelstunde, zwanzig Minuten lang müssen wir, unsere Schuhe verlierend und jeden Augenblick im Schnee ausgleitend, barfuß klettern.

Endlich erhebt sich vor uns eine Mauer, die uns riesengroß dünkt, weil sie sich in der Dunkelheit verliert. In ihr öffnet sich ein kleines, niedriges, eisenbeschlagenes, wenigstens tausendjähriges Tor. — Wir treten ein. — Gleich darauf stehen wir vor zwei ähnlichen Toren, die einen gewölbten, gewundenen Gang unter dem Walle sperren. Nach unserm Eintritt werden die Tore klirrend geschlossen. Diese Umgebung, und wir darin mit unserer Kleidung, gibt ein vollständig

mittelalterliches Bild: irgendeine nächtliche Ankunft von Sarazenen in einem alten Schlosse. . . .

Wir klettern weiter auf unförmigen, in den Granit gehauenen Stufen, — klettern im Innern dieser Feste über eine Reihe baufälliger Treppen und gewahren beim Schein der Laterne ein seltsames Gewirr in- und übereinander geschachtelter arabischer Häuschen. Ganz oben sollen wir wohnen, in einer Art Pilgerherberge, deren armselige, nur notdürftig eingerichteten Zimmer alle auf denselben Balkon mit schadhaftem Geländer münden.

Gastliche Mönche in schwarzer Kutte und mit lang herabwallendem Frauenhaar beeilen sich, uns mit etwas warmem Kaffee zu stärken und uns mit einigen glühenden Kohlen in einem Kupferbecken zu erwärmen. In diesem fünfzehn Jahrhunderte alten Kloster trägt alles das Gepräge sorglosen Elends und orientalischen Verfalls. Unsere Zimmer, eins wie das andere, sind wie in den bescheidensten türkischen Häusern nur weiß getüncht; Fenster und Decke bestehen aus rohem, vom Alter geschwärztem Holz; breite, mit altem, verblaßtem Kattun überzogene Divans stehen an der Wand. In jedem dieser Zimmer hängt an der kahlen Wand in rohem Holzrahmen ein einfaches Christusbild, vor dem eine Nachtlampe brennt.

Auf den sehr harten Diwans, auf denen schon mancher müde Pilger geruht haben mag, breitet man Betttücher und Decken, steif wie Papp-

deckel, aus. Wir legen uns hin, hocheufreut über die Unterkunft, denn draußen hören wir den Schneesturm toben. Wir denken an unsere Zelte, die drunten geblieben sind, an unsere armen Beduinen, unsere armen Kamele, die unmöglich hier untergebracht werden konnten und die nun ohne Schutz im Freien unter der weißen Schneedecke liegen.

Ehe der Schlaf über mich kommt, betrachte ich die zahlreichen, an die Wand geschriebenen Inschriften: Namen der Pilger, die aus allen Winkeln der Erde hierher wanderten, russische, griechische, arabische Namen, — nur ein französischer: Prinz von Beauvau, 1866.

Nach und nach legt der Wind sich, und tiefe Stille lagert sich mit der Nacht über diese Behausung der Wüste. . . .

XI.

Das kleine, zitternde Nachtlämpchen vor dem Christusbilde erlischt in dem Augenblick, wo die Glocken der Frühmette, mit ihrem silbernen Klange durch die tiefe Stille hallend, mich wecken. Dann verliere ich wieder das Bewußtsein, bis ein heller Sonnenstrahl durch meinen Fensterladen dringt. Als ich die Tür meines Balkons öffne, stehe ich einen Augenblick überrascht, ja verwundert: so seltsam ist der Ort. . . . Die phantastischen Dinge, die wir bei unserer nächtlichen Ankunft sahen, stehen jetzt am kalten Morgen aufrecht und natürlich da, merkwürdig deutlich und klar in einem grellen, weißen Lichte; sie stehen unwahrscheinlich übereinander, ohne jede Perspektive, so rein ist die Luft und alles so still und ruhig, als wären sie an ihrem tausendjährigen Alter dahingestorben. Eine byzantinische Kirche, eine Moschee, Häuschen, Klöster; ein Wirrwarr von Treppen, Galerien, Bogen, bis zu den Abgründen ganz unten reichend, und alles dies in Miniatur, auf ganz kleinem Raum übereinander gestellt, umgeben von dreißig Fuß hohen, furchtbaren Wällen und an den Abhang des gewaltigen Sinai geklebt. Die lange Veranda, auf die unsere Zellen münden, ist selbst ein Teil dieses uralten, morschen, winkligen, baufälligen



Bautengewirrs, das teils, fast in Trümmern liegend, die ursprüngliche Farbe des Granits wieder angenommen hat, teils weißen Kalkbewurf trägt, mit orientalischen Klecksereien auf den wurmstichigen Holzteilen.

Schon beim Einatmen der allzu kräftigen Luft fühlt man, daß man sich auf ungewöhnlicher Höhe befindet, und doch ist man von allen Seiten überragt und wie in einem Brunnenschacht eingeschlossen. Alle Hochgipfel des Sinai ragen in den Himmel hinein, wie gezackte, gefurchte Titanenmauern aus rotem Granit, aber blutrot, ohne Flecken, ohne Schatten; allzu senkrecht und riesenhaft emporsteigend, erregen sie fast Schwindel und Grauen.

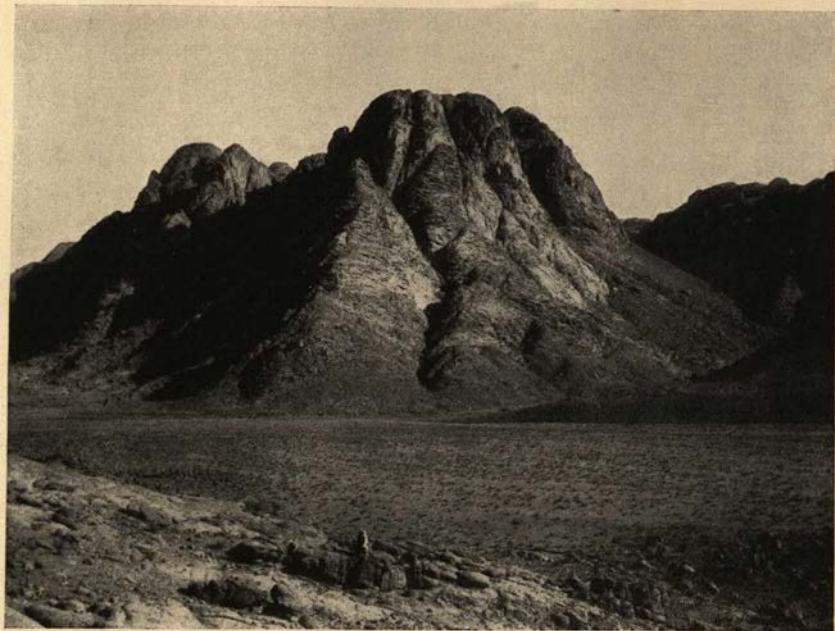
Das wenige, das man vom Himmel sieht, ist von tiefem, klarem Blau, und die Sonne leuchtet wunderbar. Über alledem liegt noch glänzender Schnee; mit weißem Sammet krönt er die Höhen der alten Mauern und bezeichnet hier und unterstreicht da mit weißem Strich die Rinnen der furchtbaren Granitfelsen, denen der Blick mit weit zurückgeworfenem Kopfe bis zum blendenden Gipfel folgt.

Und immer umgibt die gleiche, unerhörte Stille dieses Klosterspenst, dessen hohes Alter unter dieser Sonne und dem Schnee noch mehr hervortritt. Man fühlt, daß man hier wirklich in der „Behausung der Einsamkeit“ ist, ringsum von Wüste umgeben.

*

*

*



Berg Sinai.

In Alladins Tracht spazieren wir auf der friedlichen, sonnigen Veranda hin und her; denn zu Ehren der Mönche ließen wir aus dem Lager unsere schönsten Gewänder aus asiatischer Seide bringen. Wir sagen uns sogar, daß sich die lebhaften Farben unserer Kleider, durch die Gegensätze noch belebt, sehr gut auf dem Hintergrund der alten, weißgetünchten Wände und der roten Granitmauern ausnehmen müssen. Nur ist niemand da, um uns zu sehen. . . .

Von Zeit zu Zeit betritt ein weißhaariger Mönch in schwarzer Kutte und mit altersschwachem Gang die kleinen Treppen dieses Labyrinths, tritt dann in einen der Bogengänge und verschwindet geräuschlos in irgendeiner Zelle. Und sofort sinkt wieder Todesfriede über alles. . . .

Endlich jedoch erscheint der lebenswürdige Pater Daniel, mit dem wir gestern unser Mittagessen unter dem Zelte teilten, und schlägt uns vor, mit ihm in die unseren Pilgerzimmern tief gegenüberliegende Kirche hinab zu steigen. Wir folgen ihm durch eine Reihe kleiner Gänge, Treppen und Gewölbe, von denen geschmolzener Schnee herabträufelt. Alles ist winklig, verunstaltet und schadhaft. Wir kommen durch alte Tore arabischen und koptischen Stils, die teils mit Skulpturen, teils mit eingelegter Arbeit verziert sind. Auch arabische, griechische und syrische Inschriften entdecken wir; die jüngsten sind Jahrhunderte alt.

Jetzt steigen wir in eine Vertiefung hinab

und stehen endlich vor der Basilika. Man öffnet die zwei Flügel eines Tores aus Zedernholz, das vor dreizehnhundert Jahren geschnitzt wurde, und wir betreten die wunderbare, auf Erden einzigen Stätte, die durch ihre Lage in der Wüste vor Umwälzungen und Plünderungen, vor allen menschlichen Umgestaltungen bewahrt blieb. Die Kirche ist ungefähr so geblieben, wie sie Kaiser Justinian im Jahre 550 erbauen ließ. Im ersten Augenblick ist das Auge geblendet, ja verwirrt durch eine Verschwendung von Kronleuchtern und silbernen Lampen, die von der Decke herabhängen und über dem Mosaikboden eine zweite hängende, mannigfache, glänzende Wölbung bilden.

Mehr noch als der Reichtum dieses Heiligtums ergreift uns ihr wilder Archaismus; sie ist eine staunenswert gut erhaltene Reliquie aus der ältesten christlichen Zeit und versetzt uns in eine herrliche, naive Vergangenheit zurück — so fern und hier doch so beunruhigend nahe. Die schwerfälligen Säulen haben unregelmäßige, halbbarbarische Kapitäle. Die Wände sind mit byzantinischen Malereien und Vergoldungen, mit Marmormosaiken, alten verblaßten Stickereien und altem verschossenem Brokat verziert. Der ganze Hintergrund der Kirche ist von fast arabischem, kindisch überladenem, byzantinischem Geschmack, und der Vorhang, der nach dem griechischen Ritus das Tabernakel verdeckt, besteht aus einem jener wunderbaren, mit Blattgold durchwirkten persischen Stoffe, in die sich einstmals die Sultane kleideten.



Sinaikloster, Kirche.

Durch ein kleines, sehr niedriges Seitenpförtchen dringen wir hinter den geschlossenen Vorhang und in den noch viel überraschenderen Raum, in dem das Tabernakel steht. Hier ist die Wölbung aus Goldmosaik, wie in der Hagia Sophia, jedoch unversehrt; eine unschätzbare Reliquie, die von der umgebenden Wüste geschützt wurde. Das Tabernakel und die Bischofsstühle sind aus feiner, eingelegter Marmorarbeit; die Stoffe von fast unbekanntem Stil haben unnachahmliche, verblaßte Stickereien. Hier stehen auch zwei Heiligenschreine aus getriebenem und ziseliertem Silber, ein ehemaliges Geschenk Rußlands für die Hl. Katharina; auf jedem liegt die Heilige in goldnem, mit Türkisen, Rubinen und Smaragden verziertem Gewand auf silbernem Kissen, dessen wundervolle Ziselierungen, eine wahre Geduldsarbeit, das Gewebe der alten chinesischen Seidenstoffe nachahmen. Man begreift, daß es mächtiger Mauern bedarf, um solche Schätze zu hüten.

An den Marmorwänden hängen in großer Menge Ikone aus Gold, Silber und Edelsteinen. Und auf den Pulten liegen Evangelien: Manuskripte auf Pergament, die tausend bis zwölfhundert Jahre alt und in Gold und Juwelen gebunden sind. . . .

XII.

Hinter dem Tabernakel befindet sich das Allerheiligste, die Krypta „des feurigen Busches“, zu der uns ein Mönch durch noch kleinere, noch niedrigere Türen und höhlenartiges Halbdunkel führt. Auf einer Art Vorplatz, der mit alten, seidig dicken orientalischen Teppichen belegt ist, machen wir halt, denn ehe wir eintreten, müssen wir unsere Schuhe ausziehen. Dem Gebote des zweiten Buches Mosis gehorchend, betritt man nur barfuß die tiefliegende heilige Stätte. Nachdem wir die Schwelle überschritten, sind wir mitten im sechsten Jahrhundert, umgeben von den naiven Wunderdingen längst entschwundener Zeiten.

Der Ort ist dunkel und ganz mit alter, blaugrüner Fayence und Goldmosaik verkleidet, aber die Wände verschwinden unter all den Ikonen aus Gold und Juwelen und unter der Menge der von der Decke herabhängenden goldnen und silbernen Lampen.

Steife heilige Frauen in goldnen Gewändern, deren Gesichter durch ungeschlachte funkelnde Kronen tief verschattet sind, blicken auf die Eintretenden herab. Wir hatten jedenfalls auf ihre Blicke im voraus gerechnet und uns für sie in

unsere kostbare orientalische Kleidung gehüllt. In der Tat, gegenüber den kindlichen und prächtigen alten Künstlern, den Malern und Goldschmieden, wäre es uns als Entweihung erschienen, wären wir hier in den Anzug unseres kleinlichen, gottlosen Jahrhunderts eingetreten.

Nie und nirgends fühlten wir uns so vollständig in die frühesten Zeiten zurückversetzt. Geschlechter, Völker und Reiche sind wie die Ströme dahingeflossen, seitdem diese kleinen Kostbarkeiten hier still an der gleichen Stelle stehen und stets den gleichen Glanz ausstrahlen, der nur sehr langsam verbleicht. Selbst der uns begleitende Mönch mit der blassen, asketischen Schönheit und dem langen, roten, auf die Schultern herabwallenden Haar muß in allem den Gottbegeisterten der alten Zeit gleichen und über alles ganz anders denken, als wir. Ja selbst der matte Sonnenstrahl, der durch das einzige kleine, durch die dicken Mauern noch verengte Fenster dringt und einen buntfarbigen Kreis auf die Ikone und Mosaiken wirft, ist wie ein Glanz aus alten Tagen, irgend ein vor tausend Jahren entsandter Schein. . . .

Den Hintergrund der Krypta bildet eine mit ziseliertem Silber ausgelegte Loggia, in der brennende Lampen hängen. Hier war es, wo nach der heiligen Überlieferung der Engel des Ewigen Mose im feurigen Busch erschien.

XIII.

Es gibt hier noch andere Kapellen, in die man uns über kleine Treppen und durch kleine Wölbungen führt; sie sind eng, dunkel und geheimnisvoll und in den Winkeln des alten Labyrinths hier und da zwischen unreinlichen Zellen und elenden Lagerstätten angebracht. Alle enthalten merkwürdige, altertümliche Dinge, welche die Jahre, die Würmer und der Moder bald zu Staub zerfressen haben werden.

Auch Bibliotheken finden sich hier, kaum so groß wie Schiffskabinen, aber nur seltene, einzige Werke enthaltend. Die eine ist mit syrischen Manuskripten angefüllt, die andere mit griechischen aus der byzantinischen Zeit. Es sind alte, unbezahlbare Pergamente, die mit großer Geduld in stillen Palästen oder Klöstern ausgemalt wurden; Bücher von der eigenen Hand des heiligen Basilius und des heiligen Chrysostomus, Evangelien, die der Kaiser Theodosius mit schöner Schrift geschrieben hat. Und der Staub nagt von Jahrhundert zu Jahrhundert daran, und der Winterschnee, der auf den Dächern schmilzt und durch die morschen Decken herabtröpfelt, zeichnet wie zum Beispiel heute, schwarze Ränder darauf.



Sinaikloster, Befestigungsmauern.

Wir treten aus der eisigen Feuchtigkeit der Klöster und Kapellen hinaus auf die Wälle und Wallgänge, auf die hohen, weißgetünchten Terrassen, wo die Sonne Arabiens strahlt und wärmt, trotz peitschendem Winde und nahem Schnee.

Unser Blick fällt von droben in granitrote Abgründe, in deren kaltem Schatten etwa hundert in schwarze Lumpen gehüllte, ausgehungerte Beduinen, die aus der fernen Wüste gekommen sind, sich zu der bevorstehenden Brotausteilung versammelt haben, die dreimal in der Woche stattfindet. Nie und nimmer lassen die Mönche einen Beduinen durch die enge Klosterpforte treten, wahrscheinlich aus Furcht, er könnte etwas von den Reichtümern erblicken. Zwei dienende Brüder stehen in einem der vorspringenden Schilderhäuschen, die über dem Abgrunde hängen, und die einst, als die Klosterpforte nie geöffnet werden durfte, dazu dienten, die Pilger in Körben hinaufzuhissen. — Wenn die Stunde der Almosen geschlagen hat, lassen die Brüder ein langes, in einer Winde laufendes Seil hinunter; die Beduinen werfen sich sofort darüber her, jeder von ihnen hängt ein Kleidungsstück daran, und der ungeheure Pack Lumpen wird wieder hinaufgezogen. Alsdann nimmt einer der Mönche einen dieser Fetzen, schüttelt ihn über dem Abgrund und ruft:

„Wem gehört dieser Burnus?“

„Mir!“ antwortet eine Stimme unten.

„Wie groß ist deine Familie?“

„Sieben.“

Darauf werden sieben Schwarzbrote in den Burnus gewickelt und von dreißig Fuß Höhe hinabgeschleudert; dasselbe wiederholt sich, bis der Letzte befriedigt ist.

Arme Menschen, mit den wilden Köpfen und be-
gehrlichen Augen, dort unten im kalten Schatten!
Sie müssen uns für Prinzen aus Tausend und
einer Nacht halten — uns, die wir hier oben im
warmen Sonnenschein in seidenen Gewändern
herumspazieren. Allein die hohen, schützenden
Mauern trennen uns nicht mehr lange von ihnen.
Schon jetzt denken wir mit Besorgnis daran, daß
unser draußen gebliebenes Gepäck und unsere Zelte
ihrer Begehrlichkeit ausgesetzt sind, und bald,
wenn wir unser Nomadenleben durch weniger be-
suchte und weniger sichere Gegenden wieder auf-
nehmen, werden wir ihnen ganz preisgegeben sein.

*

*

*

Heute müssen wir einen endgültigen Entschluß
wegen unserer Reise durch die Wüste von Petra
fassen. Das führt zu langen Unterredungen mit
den Arabern unseres Geleites und mit den klugen
Mönchen des Klosters. Babylonisches Sprachen-
gewirr, wobei griechisch, arabisch, türkisch, fran-
zösisch und englisch gesprochen wird. Das Ganze
wird dadurch erschwert, daß den Beduinen der

Eintritt ins Kloster untersagt ist. Die Unsrigen halten daher ihren besonderen Rat in dem Chaos der roten Felsen, in der Runde auf dem Granit sitzend, und jedesmal, wenn man ihren Rat hören oder ihnen einen neuen Gedanken mitteilen will, muß man in großen Sätzen über die vielen kleinen, morschen Treppen hinabstolpern und durch die drei Tore der Wälle gehen.

Endlich sind wir übereingekommen, daß der treueste unserer Beduinen heute abend auf unserm schnellsten Dromedar den aufsässigen Scheik aufsuchen und ihm den Brief des Seïd Omar überbringen soll, nebst dem Schreiben eines heiligen Hadjes aus Mekka, der uns seinem Wohlwollen empfiehlt; einen dritten Brief richte ich selbst an ihn, worin ich ihn frage, ob er uns durchlassen wolle, welchen Tribut er verlange und wie lange er uns in seinem Bereich aufzuhalten gedenke.

Der als zuverlässig geltende Beduine hat überdies noch den Auftrag, ihm zu sagen, daß wir eine schriftliche, von ihm selbst unterzeichnete und mit seinem Siegel versehene Antwort verlangen; daß wir dieselbe hier, hinter den Klostermauern erwarten und daß wir, sollte dieselbe schlecht ausfallen, nach Suez zurückkehren und uns zu Wasser nach Jerusalem begeben würden.

Diese letzten Punkte sind jedoch nur List und Lüge; denn wir wollen das Kloster binnen drei Tagen verlassen, unserm Boten, der für seine Sendung sechs Tage und sieben Nächte beansprucht, entgegenreisen und ihn an einer verab-

redeten Stelle, drei Tagemärsche von hier, an der Kreuzung zweier Täler erwarten, deren eines nach Petra, das andere nach Nakel führt. Sollte die Antwort ungünstig ausfallen oder der Bote nicht zurückkehren, so werden wir uns von dort aus nach der Oase Nakel wenden und um das Gebiet des großen Scheiks herumgehen, ohne daß er davon etwas ahnt.

*

*

*

Wir sind also noch für drei Tage die Gäste des düstern Klosters, das wir schon morgen in der Frühe zu verlassen hofften. Allein da unser Entschluß gefaßt ist, überkommt uns in dieser „Wohnung der Einsamkeit“, in der wir noch so manche Stunde bleiben sollen, ein Gefühl des Friedens und des schwermütigen Wartens.

Den letzten Sonnenstrahl des Tages aufsuchend, schlendern wir auf den höchsten Wällen umher. Es ist kaum vier Uhr, und schon will die Sonne hinter den furchtbaren Granitfelsen verschwinden, die den Himmel verdecken: riesige, scharf ausgeschnittene, alles beherrschende und erdrückende Lichtschirme über unseren Häuptern.

Die Sonne versteckt sich plötzlich hinter einem dieser schwindelerregenden Felszacken, und sofort umgibt uns eisige Dunkelheit, indes die gegenüberliegende Granitspitze noch lange be-



Sinaikloster, Klostergarten.

leuchtet bleibt. In dem Halbdunkel, in dem wir stehen, sehen wir sie in rotem, fast höllischem Schein auf dem tiefen Blau des Himmels glänzen.

*

*

*

Nachdem Pater Daniel seine Andacht verrichtet hat, kommt er zu uns und schlägt uns vor, mit ihm in die Gärten zu gehen, und wir steigen wieder einmal in das wie in einem Brunnen gelegene Kloster hinab. Es wird immer kälter, wir müssen uns in unsere Mäntel hüllen und mit beiden Händen den vom Winde gezausten Burnus halten. Die Gärten, die nach und nach dem unfruchtbaren Berge abgerungen wurden, bestehen aus übereinanderliegenden Terrassen, die von großen Mauern umgeben, aber nicht befestigt sind; im Falle einer Belagerung müßte man sie preisgeben. Dort wachsen Zypressen, Olivenbäume, Reben und einige Zitronenbäume, deren Blätter durch Hagel und Schnee gebräunt sind. Unter alten Bäumen sehen wir einen traurigen, umzäunten Platz, den der Mönch in seinem seltsamen Französisch „die Abtötung“ (mortification) nennt. Es ist der Friedhof der Gemeinde, wo die Toten in höchster Entsagung ohne Angabe von Namen und Person ruhen. Wir sind hier schon in vollständiger Dämmerung, indes zu unsern Häuption die überhängenden drohenden Granitfelsen sich noch im Lichte baden. Es wird so kalt, daß wir ins Haus gehen müssen.

Ehe wir die dicken Wälle durchschreiten, bleiben wir stehen, um das erste niedrige Tor zu betrachten; steinerne Pechnasen springen darüber hervor, aus denen bei Belagerungen siedendes Wasser und Öl hinabgegossen wurde. Über dem Tor sind zwei Marmorplatten eingefügt, die in syrischer und griechischer Sprache verkünden, daß das Kloster im Jahre 550 unter der Regierung des Kaisers Justinian erbaut wurde.

Wir beeilen uns einzutreten. Es ist übrigens höchste Zeit, denn die drei eisernen Tore müssen stets vor einbrechender Nacht verriegelt sein. Während wir über die kleinen, schadhaften Treppen und Rampen klettern, erzählt uns der Pater von den verschiedenen Belagerungen, die das Kloster aushalten mußte, von den sarazenischen Heeren, die von Norden und Osten kamen, von den Beduinenhorden, die sich unter den Mauern zusammenrotteten, um die heiligen Schätze zu rauben. . . . Völlig ins Mittelalter zurückversetzt, steigen wir immer höher, so hoch wir können, um von den Terrassen über den Wällen nach unserm Boten auszuschauen, dessen Kamel mit großen Schritten in die Wüste hinauselt. Dann sinkt die Nacht und mit ihr kehrt die außerordentliche Stille wieder.

Wir treten in unsere armseligen Stübchen, wo der Schein der Nachtlampe vor dem Christusbilde von eisigem Windhauche hin und her bewegt wird.

XIV.

Samstag, 3. März.

Immer noch der eiskalte Wind, der den lichtstrahlenden Himmel fegt. Jedoch schmilzt der Schnee nach und nach auf den überhängenden roten Granitfelsen.

In unsern dürftigen Zellen, wo der Wind durch alle Fugen des alten Holzes bläßt, ist es bitter kalt und wir ziehen vor, unsere Zeit draußen zu verbringen; wir streifen umher auf den kleinen Terrassen oder in den Bogengängen, auf den kleinen Treppen oder längs der uralten Galerien, die zu den winzigen Kapellen der alten Zeiten führen. Unerhörte Stille herrscht. . . . Man lebt hier in Ruinen unter Toten. Und da diese Totenstadt zweitausend Meter hoch liegt, mitten in Gegenden ohne menschliches und tierisches Leben, so ist die Luft hier rein und unverbraucht. Nur selten sehen wir ein paar schweigende Mönche hin und her huschen. Bald über, bald unter uns, schlüpfen sie jedesmal durch Türen, die wie Katzenlöcher aussehen, rasch in Vertiefungen aus gestampfter, rötlicher Erde. Es sind meistens Greise mit langen, weißen Haaren, die wie Troglodyten in ihre Höhlen kriechen.

Die Katzen tun dasselbe wie wir; sie schleichen geräuchlos auf den kleinen, geschützten Dächern und Mauern und suchen ein wenig von der warmen Sonne zu erhaschen, die so bald wieder hinter den gewaltigen Granitmassen dort oben verschwindet.

Welche Einsamkeit, welche Grabesstille, und überall das Gefühl, von allen Seiten und für immerdar in das Leichentuch der Wüste gehüllt zu sein.

*

*

*

An gewissen Tages- und Nachtstunden ertönt ein lautes: Bum! bum! bum! bum! Ein Mönch im Glockenturme schlägt mit einem großen Holzschlägel auf besondere Weise und mit seltsamem Rhythmus auf ein langes Holz, das dort aufgehängt ist: das Stück eines Baumes aus der Zeit der griechischen Kaiser. Es ist der „S y n a m d e r“, ein Instrument aus längstvergangerer Zeit, das in den christlichen Kirchen der ersten Jahrhunderte eingeführt wurde, als die sarazenische Tyrannei das Glockengeläut untersagte. Seine Töne klingen trocken, traurig und wie ein Klappern von Knochen. Bald sind es Doppelschläge, bald sind sie getrennt; bald folgen sie sich langsam, bald rasch, je nach den unumstößlichen, über tausendjährigen Regeln, wie eine geheimnisvolle Sprache der Eingeweihten.

Die Mönche kommen beim Rufe des Sy-

namder aus ihren kleinen Betzimmern, ihren kleinen Zellen, von oben und unten, kurz aus all ihren winzigen, baufälligen Löchern heraus, etwa zwanzig, meist alt und gebrechlich, mit langen, weißen Haaren und Bärten, die auf die schwarze Kutte herabfallen. Sie lenken ihre Schritte zur Treppe der Basilika und treten langsam durch das wundersame Zederntor in das unvergleichliche Heiligtum ein.

*

*

*

Wie die Festungsgefangenen von ehemals stehen wir am Abend auf einem der vorspringenden Winkel der Wälle; der einzige, von dem man durch eine Öffnung in dem Kranz der Granitfelsen einen Ausblick auf die Sandwüste hat.

Wir sehen schwere, schwarze Wolken vom düstern Horizonte herankommen. Heulender Wind jagt sie uns von dort unten zu; sie steigen rasch, verfinstern den Himmel und künden uns für die Nacht wieder Schnee an. Nun geht die Sonne unter, die Festungstore drunten werden verriegelt und schließen uns von der umgebenden kalten Einöde ab.

Dann kommen die Mönche, um uns gute Nacht zu wünschen und uns zu sagen, daß morgen in der Frühe, nach dem Gebet, eine Karawane nach dem kleinen Hafen Tore aufbricht und bereit ist, unsere Briefe für die bewohnte Welt mitzunehmen.

XV.

Sonntag. 4. März.

Schon sind wir an „die Wohnung der Einsamkeit“, an das Labyrinth ihrer kleinen auf- oder absteigenden, planlos ineinander verwickelten Bauten gewöhnt. Wir finden uns jetzt besser zurecht. Im großen und ganzen ist's ein Viereck von siebzig bis achtzig Metern, ein tiefer Schacht mit Wällen, die den Angriffen und den Jahrhunderten Trotz bieten, in der Mitte der wunderbare, bleigedeckte, granitne Heiligenschrein, die Basilika.

Zwischen den Wällen und der Kirche erheben sich, wie es der Zufall gab, die Nebengebäude aus gestampfter Erde, aus Holz oder Kalk, eine Art orientalisches Dorf, auf kleinem Raume zusammengepfercht und von stummen Greisen, den Hütern der tausendjährigen Reliquien, bewohnt. Von Zeit zu Zeit fallen neben der unwandelbaren Kirche die Häuschen aus gestampfter Erde zusammen. Sie werden nach gewohnter alter Art wieder aufgebaut, ohne daß größere Sorgfalt darauf verwendet würde. Im ganzen haben sie außer ihrem hohen Alter und ihrer Roheit nichts

Merkwürdiges; nur hier und da entdeckt man entzückende Einzelheiten: eine alte Tür von kop-tischer Arbeit, aus Zedernholz mit eingelegtem Elfenbein; ein altes sarazenisches Bogenfenster, ein altes, fein behauenes arabisches Marmorstück.

★

★

★

In der Nacht hörten wir einen starken Schneesturm heulen, doch hat er sich vor Tagesanbruch wieder gelegt.

Heute morgen erklingen die Sonntagsglocken und der Synamder in unbewegter Luft und rufen die Mönche zur Kirche. Als wir unsere Türen auf die hängende Veranda öffnen, begrüßt uns die strahlende, sehr warme Sonne Arabiens, die alles erfreut und belebt. Hähne krähen in dem um-mauerten Garten und ein Hund bellt. Töne des Lebens erklingen, und ihre langen Echos hallen von den mächtigen Granitwände zurück. Ein Frühlingszauber, seltsam und unnütz in dieser Gespensterstätte, webt in den lauen Lüften. Es wird beinahe warm, obwohl der Schnee nicht aus den schattigen Winkeln weicht.

★

★

★

Nach der Messe kommt der Pater Daniel zu uns. Sein Französisch, das er in zwei Monaten aus einem Buche gelernt, ist noch recht kindlich.

Jedesmal konjugiert er rasch und mit leiser Stimme die Zeitwörter, ehe er sie gebraucht. Als er mir ein frisches, in der Sonne trocknendes Pantherfell zeigte, sagte er: — „Das, gnädiges Herr,“ . . dann konjugierte er leise: „ich esse, du ißest, er eßt,“ und nun seiner Sache sicher, fährt er fort: — „Er eßt Kamel! ja, ja, so klein und eßt Kamel“.

Man sagt uns, daß die Panther in dem Teil der Wüste, den wir betreten wollen, häufig vorkommen.

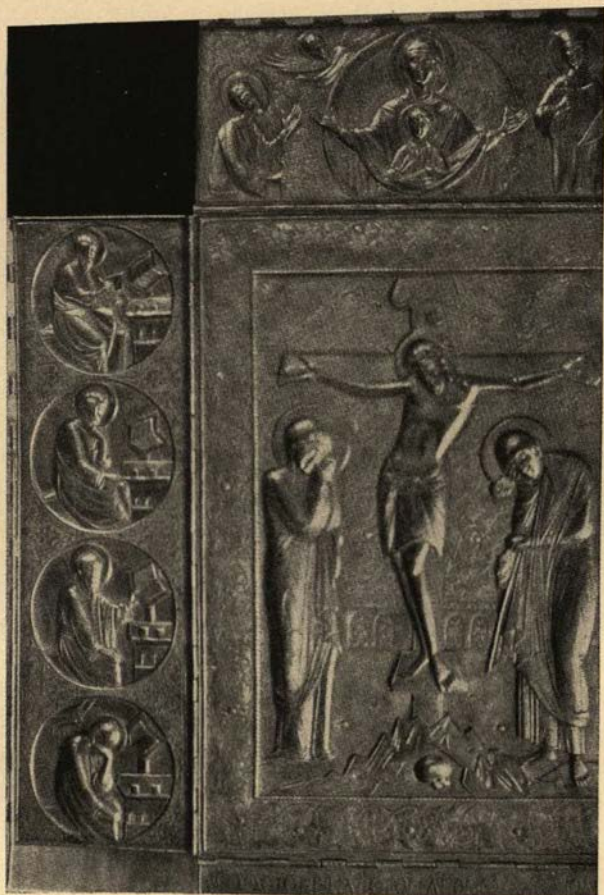
*

*

*

Die Basilika, die die Mönche eben verlassen haben, ist heute früh vom Sonntagsweihrauch durchduftet; er schwebt noch als leichte graue Wolke bis zur halben Höhe der Säulen. Wir finden dort den Mönch mit dem schönen Wachsgesicht und den langen Locken, der uns neulich die Türe zu der heiligen Krypta öffnete; er ist einer der wenigen jungen Leute der Klostersgemeinde.

Mit förmlicher Langsamkeit zündet er die Lichter in den silbernen Lampen wieder an. Seine Blässe, seine gottbegeisterten Augen flößen beinahe fromme Scheu ein, so sehr gleicht er irgend einem byzantinischen Christusbild auf verblaßtem Goldgrund, das zum Leben erwacht ist . . . Oh! welch seltsames Asketengesicht! Wie strahlend und ernst im Heiligenscheine seines roten, prächtig wallenden Haares! Die Ähnlichkeit tritt in dieser



Sinaikloster, Evangeliar (11. Jahrhundert).

der Träumerei günstigen Umgebung immer stärker hervor; man meint fast nicht mehr ein belebtes Altarbild, sondern Christus selber vor sich zu sehen; Christus, der demütig irdische Arbeit verrichtet, mitten unter diesen alten Dingen, die den Eindruck jener Zeit noch verstärken. . . .

Er ist jedoch nur ein einfacher Klosterbruder, der den Dienst in der Kirche versieht und die Lichter erhalten muß. Geduldig zeigt er uns die Einzelheiten der Kirche und läßt uns den Marmor, die Mosaiken, die goldenen und silbernen Ikone sehen, indem er die schützenden Hüllen aus altem Brokat zurückzieht.

Auch im Tabernakel öffnet er uns auf Bitten des Paters Daniel nochmals die beiden großen Heiligenschreine, das Geschenk eines Kaisers von Rußland. Sie enthalten nur Kirchenschmuck: Stoffe aus dem XII. und XIII. Jahrhundert, Gefäße, Kreuze in alter Goldschmiedearbeit.

Aus einem dritten, einfachen Marmorschrein zieht er zwei goldne, ziselirte Reliquienkästen mit ernsterem Inhalt hervor. In dem einen liegt die vertrocknete schwarze Hand der Hl. Katharina, mit Ringen und Armreifen geschmückt, auf einem seidenen Kissen; in der anderen der Kopf der Heiligen, mit juwelenbesetztem Diadem gekrönt; entsetzliche Reste, die nach dem Naprum der Mumien riechen. . . .

Dann wird alles wieder sorgfältig geschlossen, wahrscheinlich für Jahre, der schwere Marmordeckel über die goldnen Kissen gelegt und eine

wunderbare, rosafarbene Brokathülle darüber geworfen. Während der Mönch sich niederbeugt, um diese Sargdecke wieder in Falten zu legen, fallen seine Haarlocken auf die prächtige Seide herab; er wirkt wie ein bestattender Christus. . . .

*

*

*

Bevor wir zu unserer Wüstenwanderung aufbrechen, wollen wir nochmals die Krypta des feurigen Busches sehen. Wir betreten sie ein letztes Mal, natürlich wieder barfuß, und lassen auf den weichen Teppichen unsere langen weißen Gewänder nachschleppen. Es ist alles wie gestern, wie vor tausend Jahren; das sehr kleine, schiefschartenartige Fenster wirft den gleichen Schein durch die altertümlichen Glasscheiben und auf die Fayencen und Goldmosaik der Wände. Die Heiligen und Märtyrer sehen uns wieder unter ihren goldnen, edelsteinbesetzten Heiligenscheinen an; und in unsern Augen ist der Mönch mit dem langen, rötlichen Haar und dem schönen, edlen Gesicht Christus geworden, — Christus in einfacher, schwarzer Kutte, der mitten unter den aufgehäuften Reichtümern neben uns lebt und sich bewegt. Seine Gegenwart überrascht nicht mehr in diesem Rahmen der ersten Jahrhunderte, die uns heilige Schatten heraufbeschwören.

*

*

*

Ein andrer gespensterhafter, staubiger Ort neben der Bibliothek der griechischen Pergamente ist der halbdunkle Arbeitssaal der Mönche und ihrer Besucher. Durch Rundbogenfenster erhält er nach maurischer Art gedämpftes Licht aus einem innern Hof; ein herrlicher, persischer Marmorbrunnen steht dort wie verloren, und die Sitze, auf denen man wie auf gewöhnlichen Stühlen Platz nimmt, sind mittelalterliche kreuzförmige Sessel, — wahre Museumsstücke. Bilder von Heiligen und Bischöfen, nach Art der alten Meister gemalt, hängen an der Wand; durch andere Bögen gelangt man in kleine, ganz dunkle Betzimmer, in deren Hintergrund Lampen brennen; — stille, geheimnisvolle Winkel, mit seltsamen Reliquien vergangener Zeiten erfüllt. Alles sieht verlassen und rettungslos verfallen aus; alles ist klein, schief und gedrückt aus Mangel an Raum zwischen den gewaltigen Wällen; der geschmolzene Schnee fällt Tropfen um Tropfen von der Decke herab, wie in einer Höhle.

★

★

★

Draußen jedoch strahlt die Sonne immer wärmer. Heute schwebt wirklich so etwas wie Sonntagsruhe und Stille über dem hallenden Kloster, während von den alten Dächern das weiße Leichentuch schwindet, das die letzten Nächte darauf warfen. Der Schnee schmilzt; alle Katzen sind

ausgezogen, um trockene, sonnige Winkel aufzusuchen, und ein hundertjähriger, von den Klosterregeln befreiter Mönch spaziert mit ihnen umher, tief gebückt unter seinen langen, weißen Haaren und fortwährend seinen Rosenkranz abbetend.

Unten am Fuße der mächtigen Wälle, in den traurigen, ummauerten Gärten hat man eine Vorstellung von orientalischen Frühling: die grauen Olivenbäume, die mit weißen Blüten bedeckten Mandelbäume und rosafarbenen Birnbäume heben sich mit ihren frischen, hellen Farben vom düstern Hintergrunde des gezackten, gefurchten roten Granits ab, der hier den Himmel ersetzt. Denn der Himmel ist so hoch, daß man ihn vergißt. . . . Dieser Frühling, der nur eigens für den kleinen, künstlichen Garten und den baumbepflanzten Friedhof gekommen scheint, mutet seltsam an, denn nirgends in dieser Unermeßlichkeit von Sand und totem Gestein fände er etwas anderes, das er ergrünen lassen könnte.

*

*

*

Unser letzter Tag im Kloster. Bei Sonnenuntergang steigen wir, wie allabendlich, auf die höchste Terrasse, von wo man durch den großen Spalt in den Granitmassen ein Stückchen Horizont sieht. Heute gehen wir hin, um die kleine, sichtbare Strecke der Wüste, in die wir morgen zurückkehren, zu betrachten. Dort unten ist der

Himmel klar und ruhig, und kein neuer Sturm ist von dieser Seite für unsere Abreise zu befürchten.

*

*

*

In den von uns bewohnten Teil des Klosters hat unsere Gegenwart etwas Leben gebracht. Die asketischen Mönche, die uns nur Dach und Fach, aber keinerlei Mahlzeit anzubieten hatten, erlaubten uns, daß unsere syrischen Diener ein- und ausgehen und uns unsere Reisevorräte zutragen. Heute abend geht es ganz besonders hoch bei uns her; unsere Leute braten ein von den Beduinen erstandenes Lamm; Pater Daniel und der Pater Verwalter sollen zum Abschied, der wahrscheinlich für ewig sein wird, unser letztes Mahl mit uns teilen. . . .

XVI.

Montag, 5. März.

Der Morgen graut. Die Mönche sind nach dem Nachtgottesdienst wieder eingeschlafen. Wir steigen die Treppen des Klosters hinunter und gehen, ohne Zweifel zum letztenmal, durch das dreifache eisenbeschlagene Tor aus der Zeit Kaiser Justinians.

Kein Windhauch ist zu spüren. Es liegt noch Schnee über unsern Häuption, allein auf dem Boden und den naheliegenden Gegenständen nur noch eine dünne weiße Schicht Reif. Das Wetter ist kalt und herrlich klar. Wir steigen weiter hinab über Granitgeröll, zwischen ungeheueren, roten oder rosa Felsblöcken, und kommen nach einer Viertelstunde an unser Lager, wo uns wildes Geschrei entgegenschallt. Unsere Zelte, unser Gepäck, alles liegt auf dem Sande, die Kamele irren umher, und etwa fünfzig Beduinen, in dichter Masse zusammengedrängt, brüllen durcheinander.

Heute soll nämlich, da wir ein anderes Gebiet betreten, unser Scheik und unser Geleite gewechselt werden; folglich gibt es unvermeidlich Streit zwischen denen, die uns verlassen, und den neuen, die uns begleiten sollen.

Ferner hat uns der neue Scheik fünfunddreißig Kamele statt der verlangten zwanzig herbeigeführt, und er will sie uns aufdrängen, um uns noch mehr zu beschwindeln. Doch das ist Sache unseres Dolmetschers. Um auch in der Wüste nicht gegen den guten Ton zu verstoßen, dürfen wir keinen Anteil an dem Streit nehmen, sondern müssen im Gegenteil unsere gleichgültige Würde beweisen, indem wir uns ganz einfach setzen und abwarten.

Wir befinden uns in einem Bergtrichter, wo uns eben die strahlende Morgensonne erreicht. Dicht ringsum ragen die riesigen, toten, ganz roten Granitfelsen in den tiefblauen Himmel empor.

Der Boden der Schlucht ist mit eigentümlichem Sand bedeckt, einem rosigen Granitstaub, der mit blauen Kieseln und weißem Reif bestreut ist. Natürlich fehlt hier der grüne Farbenton der Bäume und Gräser, allein auf diesem feinen, seltsam gefärbten Boden liegen unsere mit bunten Arabesken bemalten Kisten, Decken und Teppiche leuchtend und buntscheckig umher, besonders die großen Kameltaschen, die mit weißer Muschelstickerei und schwarzen Wollfransen verziert sind, — der Luxus der Nomaden. Mitten in diesem Wirrwarr fortgesetztes Gefuchtel der wütenden Beduinen. Leute mit schmalen Bronzegesichtern, die ihre langen, nackten Arme aus den zerlumpten Burnussen strecken. Auf den schwärzlichen Lumpen oder Tierfellen glänzt das blankgeputzte Kupfer ihrer langen Pfeifen, ihrer alten Flinten,

die schon manchen erschossen, ihrer Hirschfänger, die schon manchem den Garaus gemacht haben. . . .

Die dürrn Granitfelsen werfen den Schall so stark zurück, daß es uns scheint,* als brülle man überall: zu unsern Häuptern in verschiedener Höhe, in den andern Schluchten aus rotem Gestein, die sich bis zum klaren Himmel auftürmen.

Manchmal wird das Geschrei entsetzlich, die Bewegungen wild; dann und wann packen sie sich paarweise am Kopfe, was eine ihrer Beschwörungsformeln ist.

Endlich scheinen sie sich zu beruhigen; die Kamele müssen niederknien, um beladen zu werden, und es hat den Anschein, als ob wir bald aufbrächen. Doch nein, der Streit beginnt wegen einer andern Sache von neuem und unsere Hoffnung schwindet. Manchmal setzen sich zwei oder drei unter ihnen abseits, um auszuruhen; plötzlich sehr ruhig geworden, rauchen sie aus ihren langen Pfeifen und erholen sich, um ihr Gebrüll aufs neue fortzusetzen.

Pater Daniel und der Pater Verwalter kommen vom Kloster herunter, um uns Lebewohl zu sagen. Sie nehmen Partei für uns, und man scheint sie mit Ehrerbietung anzuhören; sind sie es doch, die den verhungerten Beduinen ihr Schwarzbrot austeilen.

Dank ihrer Dazwischenkunft nimmt der Streit nach fünf Viertelstunden großen Gebrülls ein Ende. Alles ist endlich vereinbart: wir nehmen

nur zwanzig Kamele mit, besteigen unsere Tiere und ziehen ab.

*

*

*

Stundenlang ziehen wir durch stille, hallende Täler, mitten durch seltsame geologische Bildungen, bald zwischen steilen, braunen oder rosafarbenen Granitfelsen, bald durch lockeren, grauen Granit, der seit Anfang der Welt vom Regen unterwühlt und poliert ist und großen Massen vorsintflutlicher Tiere gleicht.

Diesmal marschieren wir alle zusammen, da wir wegen des Streites am Morgen keine Zeit fanden, vor unserm Gepäck abzureisen. Zu unserer Karawane gesellen sich noch die fünfzehn abgewiesenen Kameltreiber mit ihren Tieren, die zu ihrem Stamme zurückkehren. Sie geben uns schwatzend und singend ohne Groll das Geleite.

Nach und nach kommen wir von der Höhe des Sinai herab und erreichen allmählich wieder die angenehme Wärme der tieferen Lagen. Gegen Abend sind wir wieder in der tiefen, gleichförmigen Sandwüste mit ihren schwächlichen, blaßgrünen, wohlriechenden Pflanzen.

*

*

*

Beim Sonnenuntergang lagern wir inmitten dieser köstlich duftenden Pflanzen. Rings umgibt uns endloser Raum, statt der erdrückenden,

roten Felsen, die uns dort oben vier Tage lang einschlossen. Der Sinai, den wir nur noch aus der Ferne sehen, ragt wieder einsam über alle Berge mit seinem weißen Gipfel empor.

Es tut uns körperlich wohl, wieder dünnere weiße Wollschleier anzulegen, hier in der linden, von Wohlgerüchen geschwängerten Luft und angesichts der weiten, vom Choas der Granitfelsen befreiten Horizonte. Leichter und freier streifen wir um unsere Zelte und sehen uns in der Dämmerstunde die Beduinen unserer neuen Karawane an, die viel wilder, viel ausgehungelter und düsterer aussehen.

In der gestirnten Nacht behält der Sand seine warmen, rötlichen, entzückend feinen Töne, die wir schon ganz vergessen hatten und auf denen Kamele und Büsche dunkle Flecken bilden. Unsere Beduinen sitzen in der Runde um ihr Feuer. Die hellen Flammen und der wohlriechende weiße Rauch steigen zu der blauschwarzen Wölbung empor, die vom Tropenlicht unterhalb des Horizonts schräg angeschienen wird und deren Sternbilder der Erde näher gerückt oder durch Hohlspiegel vergrößert scheinen.

Dann fängt in den unbeweglichen Gruppen die Sackpfeife an zu klagen, und ein heiserer Chorgesang wird leise angestimmt, eine uralte Weise, wie sie hier die Hirten der ältesten Zeiten schon sangen, und die zögernd und schrill in die tiefe Stille hinausbebt. . . .

XVII.

Dienstag, 6. März.

Als wir im frischen Morgenglanz aus unserm Zelte heraustreten, liegt der weiße Reif wie feines Pulver auf dem Sand, auf den blassen, wohlriechenden Pflanzen, den Myrrhen, den Absinthkräutern und dem Ysop. Die Ebene hat ihre eintönige Tagesfarbe angenommen, allein über dem flachen Gesichtskreis tauchen dort unten alle Granitzacken der Sinaikette auf; sie sind ganz rosafarben, von leuchtendem Rosa, wie auf bunten Glasfenstern, mit irisfarbenen Streifen. Im Gegensatz zur farblosen Einöde, in der wir uns befinden, könnte man an die Erscheinung einer Feenwelt glauben, die nicht zur unsren gehört, die selbständig und unbeständig im Himmelsraum schwebt.

Auf der Leinwand unserer Zelte glitzern überall Eiskristalle. Anderswo, im Norden, müßte man bei solcher Kälte grausam leiden; denn wir sind kaum bekleidet, und die Brust ist dem Winde ausgesetzt; allein in diesem Licht- und Sonnenglanz fühlt man den unwahrscheinlichen Frost

kaum, und die Luft ist zudem so trocken, so belebend, daß sie uns doppelte Kraft leiht, alles zu ertragen.

Wir hören heute morgen bei Sonnenaufgang lautes Geschrei. Die gestern abgewiesenen Beduinen, die in unsrer Nähe gelagert haben, können sich nicht entschließen, ohne eine Entlohnung weiter zu ziehen; sie beanspruchen von den Glücklichen, die uns begleiten dürfen, einen Teil ihres vorausbezahlten Lohnes. Die Folge ist ein lärmender Streit, der abermals unsern Abmarsch verzögert. Aber heute früh läuft alles ohne große Erbitterung ab, es ist nicht ernst gemeint, nur ein Bedürfnis, Lärm zu machen, die Lungen zu weiten, sie mit reiner Luft anzufüllen und nach Art der Tiere zu schreien, wie unsere Kamele, die jedesmal mit Löwengebrüll den Sonnenaufgang begrüßen. . . .

Reines Morgenlicht ergießt seine Herrlichkeit über diese urzeitliche Szene, verklärt die in schmutzige Lumpen gehüllten Menschen, veredelt ihre heftigen Gebärden und drapiert sie wie Götter. . . .

*

*

*

Stundenlang in der Ebene, unter brennender Sonne und eisigem Winde gewandert, immerfort die bleichen, duftenden Pflanzen zertretend.

Die Wüste, einförmig wie das Meer, ist ebenso abwechslungsreich wie dieses. Vorgestern sahen

wir riesige Granitfelsen, gestern Sandflächen und heute treten wir in das Gebiet der Mühlsteine ein, das uns neue Überraschungen, nie gesehene Anblicke bietet. Vor uns öffnet sich ein düsteres Labyrinth von Tälern aus gelblichen und weißen Steinen; ihre wagerecht übereinander geschichteten Felswände sehen täuschend wie von Menschenhand gebaute Mauern mit regelmäßigen Steinlagen aus. Es ist, als ob man mitten durch zerstörte Städte wanderte, durch Straßen käme, — Straßen für Riesen, — zwischen Ruinen von Palästen und Festungen. Die aufgeschichteten Bauten werden immer höher, immer übermenschlicher; sie nehmen die Form von Tempeln, Pyramiden, Säulengängen oder großen, einsamen Türmen an. Überall herrscht Tod, — unumschränkter Tod mit seinen Schrecken, seinem Schweigen. . . .

Von Zeit zu Zeit singen unsere Kameltreiber. Ihr Gesang ist ein trauriger Schrei, der sich in absteigendem Tonfall hinzieht, um mit einer Klage zu enden. Und wie jedesmal erwecken ihre Stimmen Widerhall in dieser Welt von ausgedörrten Steinen; lange, überraschende Echos kommen aus dem hallenden Nichts.

Die hier vorherrschenden Pflanzen, deren Wohlgeruch die Luft erfüllt, sind beinahe farblos, kaum etwas grüner als die Steine; sie riechen nach feinen, in der Sonne liegenden Äpfeln, nur stärker und würziger. Wahrscheinlich kommen von weither Gazellen, um sie abzugrasen, denn

wir bemerken im Sande sehr feine Fährten mit weiten Zwischenräumen, wie sie die Füße schnell dahinhüpfender Tiere hinterlassen, die bei der raschen Flucht kaum den Boden berühren.

Plötzlich erscheinen dort oben Gazellen! Wie der Wind jagen sie auf dem Gipfel eines dieser fantastischen Wälle dahin, und sofort haben sie sich wieder in der blendend weißen Ferne verloren.

*

*

*

Wir haben zur Stunde der Mittagsrast auf dem starkduftenden Sande geschlafen, den Kopf unter dem weißen Burnus versteckt. Beim Erwachen erfaßt uns eine bis zur Stunde noch nie gefühlte Bangigkeit vor der Wüste.

Diese Angst nimmt im Laufe des Nachmittags noch zu, indes unsere Dromedare uns wiegend weitertragen und wir die gleichen, immer trostloseren Täler mit ihrer allzu düsteren, übermäßig großen Ruinenwelt durchziehen. Es ist etwas Un erklärliches, ein Heimweh vielleicht, eine Sehnsucht nach dem Frühling, der in andern Gegenden grüne Blätter und Blumen hervorbringt und den wir hier versäumen. Hier ist nichts! — Niemals! — Wahrlich, ein fluchbeladener Teil der Erde, der unerforscht bleiben möchte, und wohin der Mensch nicht dringen sollte. . . .

Unsern Beduinen preisgegeben, dringen wir dort hinein — immer tiefer und tiefer ins Un-

gewisse, das stets düsterer wird, trotz der drückenden Sonne, und wo, ich weiß nicht welche stumme, drohende Zerstörung brütet.

*

*

*

Aber der Abend kommt wieder, der Abend mit seinem Blendwerk, und wir lassen uns wieder bezaubern.

Um unser kleines vertrauensseliges Lager, um den ganzen öden Horizont herum, der jetzt nichts Drohendes für uns mehr hat, entzündet der dämmernde Himmel einen unvergleichlichen, rosafarbenen und orangegelben, dann ins Grün übergehenden Rand, der sich allmählich bis zum erlöschenden Zenith erhebt.

Dann kommt die unbestimmte, herrliche Stunde, die weder Tag noch Nacht ist, in der unsere duftenden Feuer hell zu glänzen beginnen und der weiße Rauch zu den ersten Sternen hinaufsteigt; die Stunde, zu der unsere von schwerer Last oder hohem Sattel befreiten Kamele wie große, fantastische, gutmütige, und träge Schafe die schwächtigen Sträucher aufsuchen und die duftenden Ästchen abgrasen; die Stunde, zu der sich unsere Beduinen im Kreise ans Feuer setzen, singen und Geschichten erzählen; die Stunde der Ruhe und des Träumens, die entzückende Stunde des Nomadenlebens. . . .

XVIII.

Mittwoch, 7. März.

Je mehr wir uns von der Hochebene der Sinaiwüste entfernen, um zum Golf von Akabah hinabzusteigen, desto heißer brennt die Sonne, desto lauer wird der Wind. Den ganzen Morgen wandern wir wie gestern unter titanischen Ruinen von Wällen, Tempeln und Palästen . . . Regen, Hitze und Bergstürze müssen hier tausend und aber tausend Jahre unendlich langsam gearbeitet haben, mit künstlerischer, symmetrischer Absicht, die härtesten Streifen bloßlegend, die weichen zerstörend, höhlend, meißelnd, zerbröckelnd, um dies schreckliche, übermenschliche Trugbild einer Stadt zu erschaffen, worin wir nun schon zwanzig Meilen zurücklegten, ohne das Ende zu sehen.

Gegen Mittag färbt sich die Wüste, soweit das Auge reicht, überall schwärzlich; schwärzlich sind ihre Berge, schwärzlich der mit schwarzen Kieseln bestreute Sand; auch die blassesten Pflanzen sind verschwunden. Ringsum trostlose Einöde, der große, unbestrittene Triumph des Todes. Darauf fällt eine drückende, trostlose

Sonne, die nur zum Ausdörren und Töten geschaffen scheint . . . Nie noch haben wir ein so trauriges Bild gesehen: man erstickt inmitten dieser ausgebrannten, düsteren Massen, die alles Licht aufzusaugen und zu vernichten scheinen. Man ist hier wie in einer zerstörten, vom Feuer verzehrten Welt, die kein Tau mehr befruchten wird. . . Die unbestimmte Angst vom gestrigen Tage wird fast zum Schrecken und Entsetzen.

*

*

*

Am Abend jedoch kommen wir in das „Tal des Brunnens“ (Wadi-el-Aïn), wo wir unser Lager aufgeschlagen finden.

Die erste Oase, seitdem wir durch die Wüste ziehen! Sie erscheint uns wie ein verzauberter Ort, als sie plötzlich wie eine verwandelte Dekoration zwischen zwei hohen Berglehnen vor uns steht. Sie liegt prachtvoll zwischen den Granitfelsen eingemauert, die hier wieder rot wie die vom Sinai sind, ja vielleicht noch röter. Im Hintergrund und in der Mitte erhebt sich wie ein Tempel oder eine indische Pagode eine seltsame, geologische Laune: eine riesige regelrechte Pyramide, fast symmetrisch mit Türmchen zu beiden Seiten geziert. Der Fuß ist von so leuchtender Farbe, als ob er mit Blut angestrichen wäre, indes die Spitze, jedenfalls von besonderem Granit, heller wird und ins Schwefelgelbe übergeht.

Von dem Dunkelrot der hohen Felsen heben sich Palmengruppen von übersättigtem, fast blauem Grün ab, teils als dichte Büschel auf der Erde, teils auf langen, sich neigenden Stämmen. Daneben Tamarisken und Schilf und fließendes Wasser, das über die Steine plätschert! Unsere durstigen Kamele schreien nach dem frischen Naß, laufen hinzu und stecken gierig die heißen Köpfe hinein. Und wir sind nach all den düstern Bildern plötzlich wie berauscht von der Pracht dieses verborgenen Edens; freudig lagern wir uns in den dreifachen Kreis blutroter Felsen, zwischen dem herrlichen Blaugrün.

Hier wollen wir den Boten erwarten, den wir an Mohamed Jahl, den Häuptling der Wüste von Petra, abschickten. Er hätte schon vor uns hier sein müssen. Wir werden ihn einen, zwei Tage erwarten, und sollte er dann nicht kommen, so müssen wir uns entschließen, den Weg nach der Oase Nakel einzuschlagen. Unsere Beduinen zeigen überdies keine Lust, ohne besondere Erlaubnis weiter in das Gebiet des großen Straßenräubers zu dringen.

XIX.

Donnerstag, 8. März.

O h! dieses Wadi-el-Aïn, dieses Tal des Brunnens! Mit welchen Worten, mit welch herrlich frischen Bildern aus den Dichtungen des alten Orients soll ich das im Granit der Wüste versteckte Eden beschreiben?

Am Morgen, am strahlenden Morgen, streife ich aufs Geratewohl in der entzückenden Oase umher, wo unsere kleine, weiße Zeltstadt für zwei bis drei Tage aufgeschlagen bleibt. In den tiefsten Höhlungen des Tales fließt klares, frisches Quellwasser in rosafarbenen, glattgeschliffenen Granitbecken, in denen ich weder eine Pflanze noch eine Alge entdecken kann; durchsichtig bis zum Grunde, wie die künstlichen Behälter für die Waschungen der Sultaninnen und Huris. Bald rauscht das seltene Wasser, das kostbare Wasser versteckt in den letzten rosigen Falten der Becken, bald über den Weg hin, wo es kleine sandige Tümpel bildet, an denen das Schilf, die Tamarisken und die Palmen mit ihren breiten blauen Blätterwedeln wachsen.

Beim Vorübergehen bewundert man jeden dieser wildwachsenden Gärten. Plötzlich ist dieser paradiesische Winkel hinter ungeheuren Granitblöcken versteckt, und man sieht nur noch eine zeitlang die geglätteten, das Wasser verbergenden Steine, bis an einer Biegung das Wunder von neuem beginnt und ein anderer zauberhafter Hain uns überrascht. Der Himmel ist natürlich krystallrein, wie der Himmel eines Eden sein soll; Vögel singen in den Palmen, Libellen schillern auf dem Schilfe, und Sonnenlichter huschen trotz der überhängenden Felsen hindurch und tanzen auf dem sprudelnden Wasser.

*

*

*

In einem tiefen Becken mit sanft abfallenden Wänden, ähnlich einem prachtvollen Königssarge, stellte ich meinen Spaziergang ein und nehme ein Bad. Als ich die Augen erhebe, erblicke ich große Tiere von vorsintflutlicher Gestalt, die ganz oben am Rande sich niederbeugen und mich mit vorgestrecktem Halse betrachten, wie einen alten Bekannten. Es sind unsere Dromedare, die wahrscheinlich auf Mittel sinnen, zu dem begehrten Wasser zu gelangen, und vielleicht auf ihre Weise den herrlichen Morgen genießen.

Man kann in der Oase überall mit leichten Pantoffeln oder auch barfuß herum gehen. Der Granit ist durch die stillen Jahrhunderte so ab-



Oase mit Karawane.

genützt, daß er jetzt glatt und blinkend und ohne die geringste Kante ist. Oder der Boden ist mit feinem Sand bedeckt, auf dem man wie auf Sammet geht und zu den Spuren der Panther und Gazellen die Fußspuren der Menschen fügt. In dieser einzigen Gegend der Welt, wo Regen Rauch, Staub und Schweiß unbekannt sind, werden die Kleider nie schmutzig; man kann gehen und sich legen, wohin man will, ohne die langen, weißen Wollschleier zu beschmutzen, durch die Sonne und belebende Luft hindurchdringt, um die Brust zu härten und zu bräunen.

*

*

*

Über dieser unentweihten Oase schwebt ein besonderer Friede, ein unvergleichlicher Friede, der ringsum von der endlosen toten Wüste behütet und geschützt ist. Wir verbringen hier ohne Ungeduld die Wartezeit. Ein einziger Moment der Aufregung am Tage wird durch eine große Schlange gebracht, die sich auf einer der Palmen zeigte. Unsere Beduinen, die sie natürlich mit andern Augen als wir sahen, behaupten, sie habe zwei Köpfe, und somit sei es Barkil, der König der Schlangen, der durchaus getötet werden müsse. Darauf stellen sie eine vergebliche Jagd mit Steinwürfen in dem schönen Palmenhain an.

XX.

Freitag, 9. März.

Gestern abend hatten wir beschlossen, nicht länger unsern wahrscheinlich verschwundenen Boten zu erwarten, sondern heute aufzubrechen, um dennoch die Reise über Petra zu wagen.

Heute morgen jedoch, vor Tagesanbruch, höre ich hinter meinem Zelttuch, dicht an meinem Kopfe, sehr starkes Händeklatschen, was in unserer Karawane das Zeichen zum Aufbrechen ist, und die fröhliche Stimme unseres Dolmetschers ruft mir auf türkisch zu:

— Bizum adem gueldi! . . . (Unser Mann ist gekommen), und zwar mit einem recht zufriedenstellenden Brief des großen Scheik!

Ich rufe: „Kommen Sie herein, herein in mein Zelt, zeigen Sie mir rasch den willkommenen Brief!“

Er kommt, die große Laterne vor sich haltend, und überreicht mir den Brief mit dem Siegel des Mohamed Jahl.

Nach den arabischen Begrüßungsformeln wünscht uns der Scheik von Petra eine glück-

liche Ankunft und teilt uns mit, daß er uns bis Akabah entgegenkommen und ein Geleit und Kamele mitbringen werde. Er verpflichtet sich ferner, uns bloß zwölf Tage in seinem Lande aufzuhalten und uns nach Palästina zu bringen.

Der Brief schließt mit den Worten:

„Im Namen Allahs, der alles ist, und nicht im Namen des Sultans von Stambul, der nichts ist.

Mohamed Jahl.“

*

*

*

Wir brechen nun unser Lager viel freudiger ab, jedoch nicht ohne Bedauern, die entzückende Oase verlassen zu müssen, die wir niemals wiedersehen werden und die besonders des Morgens bezaubernd ist. Als wir die rosafarbenen Wasserbecken aufsuchen, um unser Bad zu nehmen, während unsere ausgeruhten Dromedare gesattelt werden, finden wir überall auf dem Sande die tragischen Ereignisse der Nacht mit neuen Spuren geschrieben: spitze Spuren von Gazellen und breite von Panthertatzen. Das Tal des Brunnens, die am hellen Tage so liebliche, stille Oase, wird bei Dunkelheit zum Stelldichein der sich gegenseitig belauernden Tiere, die von weither kommen, um sich an der einzigen Quelle zu laben. . . .

Wir ziehen durch den Hintergrund der Dekoration weiter und kommen durch schwierige Pässe,

die sich um den roten Berg mit den Umrissen einer indischen Pagode winden. Eine oder zwei Stunden lang durchqueren wir ein Chaos, aber ein Chaos kurz nach einer Umwälzung: unvollendete Bergrutsche, abstürzende Felsen, Täler, die sich kaum geöffnet haben. Schiefhängende Steinhaufen drohen über unsern Häuptern mit baldigem Zusammensturz; alles, was noch steht, scheint so unhaltbar, in der völligen Zerstörung nur durch so kleine, zufällige Umstände aufgehalten, daß es zu genügen scheint, an einem winzigen Kiesel zu rütteln, um von neuem Einsturz über Einsturz herbeizuführen, der einer den andern furchtbar mit sich fortreißt. Es ist eigentümlich, diese Felsen, die erst kürzlich die Wüste mit Beben und Sturmgetöse erfüllt haben, in solcher Ruhe und Stille zu sehen.

Wir sind übrigens schon durch ähnliche Regionen gekommen, wo der Tod an der Arbeit war. So wird nach und nach dieses aller Erde und Pflanzen bare Arabien zermürbt und zerstört. Von Zeit zu Zeit stürzen seine Berge zusammen; von den Jahrhunderten zerbröckelt, werden sie langsam zu Sand, der durch Wind und Regen nach dem Roten Meere getrieben wird.

Wir entschließen uns, zu Fuß auf diesen scharfkantigen Bergtrümmern zu wandern; unsere Tiere werden vorausgeschickt. Man weiß, daß es oft nur einer Schallwelle, eines Gesanges bedarf, um eine noch zögernde Lawine zu lösen; so könnte auch hier unser Reihenmarsch und das Hin- und

Herwiegen unserer Kamele den Sturm in den Steinen wecken. . . .

*

*

*

Wir verlassen diese gefährliche Gegend und lassen uns gern von der gewohnten Einöde mit ihrer ungetrübten Einförmigkeit aufnehmen.

Wenn die große Wüste ihre Farbe verändert, so geschieht es meist auf einmal und ohne Übergänge; die Berge, der Boden, die Pflanzen ändern sich gleichzeitig und nehmen alle dieselbe neue Farbe an.

Wir betreten jetzt bis zum Abend ein graues Reich; ein mattes Grau, wie mit Asche bestreut und hier und da mit grellem Braun geädert. Es sind die letzten Ausläufer der Kette des Dschebel-Tih, die wir morgen passieren werden; finstere Pässe mit immer höher und steiler aufragenden Felswänden; enge Täler, die trostlos und erstickend sind. Andere wieder sind sehr weit; ihre großartige Öde erweckt einen fast wohltuenden, entsagungsvollen Begriff des allmächtigen Todes ohne Erwachen, des Endes aller Dinge. . . .

Grau sind die hohen Gipfel, grau die Steine und grau die schwächtigen Pflanzen. Ein Wind erhebt sich, der wirbelnd den schweren, aschenartigen, alles bedeckenden Sand aufjagt, und am Himmel jagen graue Wolken gen Westen.

Während der Mittagsrast, in einer Felsvertiefung, wo unsere ausgebreiteten Teppiche

in der grauen Umgebung noch bunter wirken, kommen zwei dreiste, muntere Bachstelzen, die uns zwitschernd gefolgt waren, um dicht bei uns die Krümchen unseres Brotes aufzupicken. Zwischen den wenigen lebenden Wesen scheint hier eine Art Vertrag oder Waffenstillstand gegen Vernichtung geschlossen. . . .

Immer höher steigen die Berge; immer stürmischer wird der Himmel; an gewissen Biegungen der Schluchten heult der Wind furchtbar.

Freudig überrascht pflücken wir violette Blümchen, ähnlich den Aurikeln, die hier und da einsam blühen. Gegen Abend kreuzen wir uns in dem düstersten Tale, zwischen riesigen aschgrauen Bergen, eine Nomadenfamilie. Der Mann und die Frau sind halbnackt, er bis an die Zähne bewaffnet; sie haben drei Kinder, das kleinste, ein Knirps von drei bis vier Jahren, sitzt rittlings auf der Schulter seiner verschleierten Mutter; mit seinem langen, im Winde flatternden Haar sieht er unbezahlbar reizend aus. Ihre Kamele haben auch ein Junges, das wie toll herumhüpft; ihre Ziegen haben mehrere, die meckernd dahertrippeln. Eine umherirrende Genossenschaft von Menschen und Tieren, die eines dem andern beistehen und sich trotz der Unergiebigkeit des dürrn Bodens zu vermehren und das Leben zu genießen suchen.

Sie kommen vielleicht von recht weit her und wissen nicht, wohin sie ihre Schritte lenken sollen, um Besseres zu finden. Nachdem uns der Mann mit einer gewissen Scheu den üblichen Gruß

geboten, erkundigt er sich, woher wir kommen, merkt, daß wir trotz unserer Überzahl keine feindliche Absicht haben, und stellt nun die Lebensfrage: „Habt ihr Wasser gefunden?“ Wir antworten: „Ja, geht nur in das Tal des Brunnens, das so und so viel Stunden Wegs gegen Westen liegt“. An einer Biegung des grauen Labyrinths verlieren wir sie aus den Augen.

Asche und wieder Asche. Wir kommen nicht mehr aus dem matten Grau, dem lockeren, staubigen Gestein heraus. Heute lagern wir in einer kleinen, ganz öden Ebene, wo es schon vor Sonnenuntergang fast Nacht ist, weil sie von allen Seiten durch senkrechte, tausend Meter hohe Berge vom Aussehen ungeheurer Aschenhaufen eingefaßt und umschlossen ist. Die enge Schlucht, durch die wir hierher kamen und durch die wir morgen weiter reisen, besteht aus zwei tiefen, dunkeln Spalten, die düster auf Regionen der Finsternis münden. Wir sind am Fuße der höchsten Ausläufer des Dschebel-Tih, hinter dem eine andere Wüste uns aufnehmen wird. . . .

Der wehmütige Frühling der Wüste hat es nicht eilig, in diese dunkeln Berge einzuziehen, denn die sehr kleinen Bäume, die wir hier antreffen, sind noch blätterlos; es sind dornige, verkrüppelte Mimosen, gleich denen, die wir schon gesehen. Und nirgends Wasser.

Wir finden jedoch in unserer Nachbarschaft ein Lager von zwei oder drei Beduinenfamilien unter schwarzen Zelten. Es kommt uns fast

vor, als ob wir in bewohnter Gegend seien, da wir bis jetzt stets allein waren. Ziegen mit ihren Zicklein, die, ich weiß nicht welche kaum sichtbaren würzigen Kräuter abweiden, kehren, von kleinen Mädchen geführt, zu ihrem aus Wolle gewebten Stall zurück.

Die Stunde der Abendruhe ist an diesem Orte von wunderbarer Stimmung; man fühlt sich schauernd in die ältesten Zeiten zurückversetzt und lauscht in der kleinen, eingeschlossenen Ebene den klagenden Tönen einer Sackpfeife, die ein Hirt bläst.

*

*

*

Nach einem Austausch von Botschaften hat sich zwischen uns und unsern Nachbarn Vertrauen eingestellt. Ein kleines Mädchen wagt es sogar, unter mein Zelt zu treten, und bietet mir die Ziegenmilch an. Es ist sehr hübsch in seiner kindlichen Verwirrung und tut seine erstaunten Augen weit auf. Das mit Kerzen beleuchtete und von oben bis unten buntgestickte Zelt übertrifft vielleicht alles, was die Fantasie dieses Naturkindes an irdischer Pracht ersinnen konnte.

*

*

*

Jetzt kommt die Nacht. Über der hohen, aschgrauen Mauer, die die Hälfte des Himmels verdeckt, erscheint ein schmaler, wie mit feinem Federstrich gezeichneter Halbmond: der erste Mond des Ramadan, der im Lande des Islam beinahe als heilig gilt und an diesem Abend den Anfang der Fasten- und Betzeit ankündigt.

XXI.

Samstag, 10. März.

Als unser Führer heute, in die Hände klat-
schend, das Lager weckt, scheint es noch
nicht Tag zu sein, weil wir im tiefen Schatten des
über uns hängenden Berges liegen. Die Sonne
ist jedoch hinter diesem aschgrauen Vorhang auf-
gegangen und beleuchtet schon die düsteren
Gipfel uns gegenüber.

Wir ziehen nun fünf Stunden lang durch die
Schluchten des Dschebël-Tih.

Die gestrige Asche ist verschwunden. Jetzt
ist es wieder rosafarbener Granit, Welten von rosa
Granit, die hier und da mit riesigen blauen Granit-
bändern durchzogen sind. Wir ziehen im Halb-
dunkel und in der Stille eines Gotteshauses durch
die natürlichen Gänge wie durch Kirchenschiffe,
die über jedes menschliche Maß hinaus vergrößert
sind und Schwindel und Schrecken erregen. In
diesen Engen, die sich bei den ersten Krämpfen
der Erde geöffnet haben müssen, haben zahllose
Jahrhunderte einen erlesenen Boden bereitet,
indem sie die Gipfel zerbröckelten, die herabge-

stürzten Trümmer einebneten und sie zu feinem Sande zerrieben, der noch rosiger und leuchtender ist als am Meeresstrand. Man möchte meinen, es seien glatte, ruhige Sandbäche, in denen alle die Pfeiler und Lehnen der gewaltigen ragenden Wände ertrinken. Es bedarf solcher Gegenden, die noch nie von Menschen oder Pflanzen berührt wurden, um uns kleinen, mit immer kleineren Dingen beschäftigten Wesen einen schwachen Begriff von der Entstehung der Welten, den prächtigen Schrecknissen der Urzeit zu geben.

Keine Pflanze mehr weit und breit. Wir sind in einem ganz rosafarbenen, hellblau marmorierten Lande; selbst das etwas unterirdische Halbdunkel, in das uns die Granitfelsen dort oben hüllen, hat eine unbestimmte, rosige Färbung angenommen.

Wir kommen durch gerade Gänge und durch andere gewundene mit schroffen Biegungen. Manchmal scheint das Kirchenschiff sein Ende erreicht zu haben, aber es bildet nur eine Krümmung in dem Bergleib und wird durch ein neues, ähnliches fortgesetzt. Natürlich herrscht überall Todesstille, aber so hallend, daß das Rauschen unserer Burnusse, das geringste Lispeln zum lauten Geräusch wird.

*

*

*

An der Biegung eines dieser Gänge kreuzen wir einen wandernden Nomadenstamm. In dem Halbdunkel sehen wir alles nur gruppenweise und allmählich auf uns zukommen, als träte es aus dem Innern der Felsen heraus. Beim Vorübergehen beriechen sich unsere Kamele und begrüßen sich brummend. Die schwerbewaffneten, wildaussehenden, in Lumpen gehüllten Männer, die die Spitze des Zuges bilden, wechseln mit uns den brüderlichen Gruß: man berührt sich selbst dreimal an der Brust, an den Lippen, am Kopfe; dann preßt man gegenseitig die Stirn aneinander und drückt sich die Hände mit einer Kußbewegung ins Leere. Nach dem Gruß zeigen die Neuangekommenen plötzlich ein freundliches, sanftes kindliches Lächeln — sie ziehen beruhigt und als gute Freunde vorüber.

Jetzt erscheinen die Kamele, begleitet von ihren Füllen mit dummen Schafsgesichtern, die bei unserm Nahen possierliche Seitensprünge machen. Auf den Kamelen sitzen die Greise des Stammes mit weißen Bärten, weißem Haar und verwitterten Zügen.

Dann kommen die Frauen, die leicht und geräuschlos einherschreiten, geheimnisvoll unter schwarzen, gespenstischen Schleiern versteckt; beim Vorübergehen blicken sie uns mit ihren glänzenden Augen an und werfen uns unter den kaum gelüfteten Falten ihres Schleiers schwarze Blitze zu Zwischen ihnen liegen in Körben auf jungen Eseln die Säuglinge einträchtig neben neugeborenen Hunden.

Die älteren Kinder schließen den Zug; viele Knaben und Mädchen mit prächtigen Augen und schlankem Wuchs; sie jagen mit Hilfe der Schäferhunde die meckernde, erschreckte Herde der Ziegen und Zicklein vor sich her.

Schwarz sind die Gewänder der Frauen, schwarz die Burnusse der Männer, schwarz wie poliertes Ebenholz alle Ziegen mit ihren langen Hängeohren. In der Morgenfrische und im Halbdunkel der tiefen Schluchten, auf rosa Grund und in rosafarbenem Dunste geht der lange Zug schwarzer Gestalten vorüber, die großen Tiere mit schlenkerndem Gange, die Männer majestätisch und gelenkig, die Herden trödelnd, mit eigensinnigem Stehenbleiben, eine hindernde, schwarzwollige Masse. . . . So lange dieser Zug an uns vorüberzieht, ist die gewohnte Stille von dem dumpfen Geräusch der durch den Sand watenden Tritte und der durch die Schleier gedämpften Stimmen verscheucht. Die Kamele stoßen hier und da hohles Gebrumm aus der Tiefe der Kehle aus, das zwischen den hallenden Wänden wie leiser Donner schallt.

*

*

*

Als der Stamm hinter uns verschwunden ist, finden wir Wasser, einen wirklichen Bach, der auf dem Sande sich hinschlängelt. Leider ist das Wasser mit Naphtha vermischt und trägt ölige Flecken auf der Oberfläche. Allein es bringt trotz-

dem Leben, und am Rande wachsen Gras, Tamarisken, hohe Palmen, gleich denen des Wadi-el-Ain, so grün, daß sie blau scheinen, alles tief versteckt in rosa Granitfalten. — Eine Edendekoration, die eine halbe Stunde währt, und als Musik dazu der Gesang einer Schar kleiner Vögel.

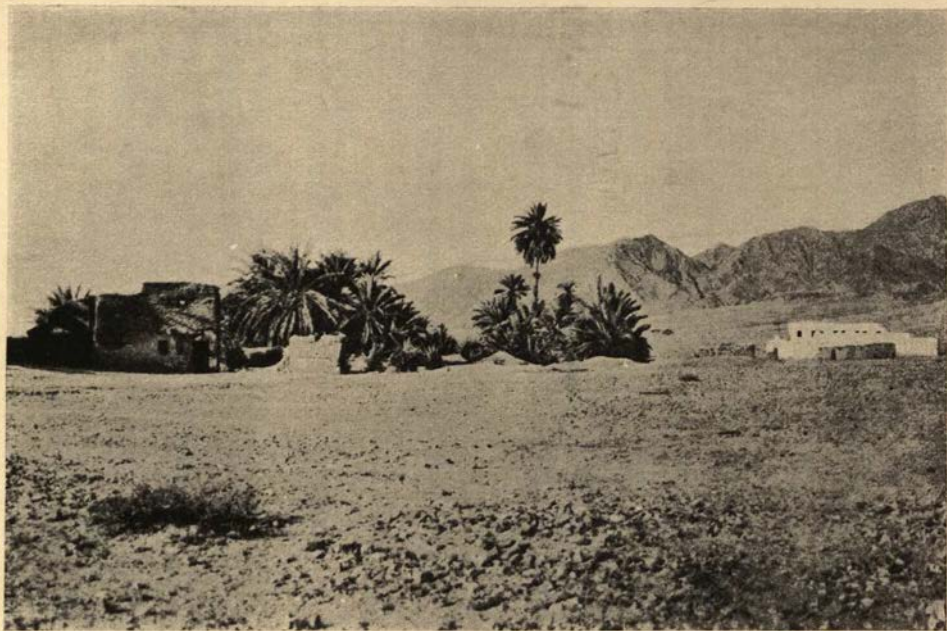
An einer weiteren Biegung der steinernen Gänge verschwindet der Bach und mit ihm das bezaubernde Grün; wir kehren in eine trockene, stille, tote Wüstenei zurück. Die Sonne, die jetzt höher steht, fängt an, sich am schmalen Bande des freien Himmels zwischen hohen Gipfeln zu zeigen und wirft brennende Strahlen auf uns herab. Das frische Wasser und die blaugrünen Palmen von vorhin kommen uns jetzt nur noch wie ein Traum vor. . . .

*

*

*

Endlich gegen ein Uhr sieht man durch einen breiteren Einschnitt, der in weite Leere mündet — erscheint der letzte, das Ende des Dschebel-Tih zu sein — in weiter Ferne einen wagrechten Streifen von besonderer Färbung erscheinen, die wir in der rosigen Welt fast vergessen hatten. Ein Streifen vom herrlichsten Lapisblau: es ist der Meerbusen von Akabah; wir sind auf der andern Seite der Sinaihalbinsel angelangt. Der Einschnitt wird immer breiter; die Bergwände trennen



Wüstenposten Nuebia.

sich, treten hinter uns zurück und flachen sich ab. Schließlich gelangen wir an das Ufer dieses schönen, blauen Meeres, in die Salzwüste seines Strandes.

Im Gegensatz zum Meerbusen von Suez, der von allen Schiffen der Welt befahren ist, sieht dieser Golf von Akabah niemals Dampf oder Segel. Seit etwa tausend Jahren unbefahren, ist er jetzt ein abgelegenes Meer, das sich vergeblich in undurchdringliche Wüsteneien hineinschiebt. Über seinen Wassern am andern Ufer glänzt etwas Merkwürdiges, Unwahrscheinliches — die Küste Großarabiens, — die so weit ist und so nahe scheint, so klar sieht man den Zackenkamm ihrer Gipfel; eine hohe Mauer aus rosa Korallen mit feinen blauen Streifen, die aufgebaut scheint, um den ganzen Orient abzuschließen.

*

*

*

Noch eine Stunde wandern wir am toten, glänzenden Strande, längs der unendlich langen, blauen Streifens, von der endlosen rosigen Wand überragt, der strahlenden Einöde Arabiens.

Jetzt stehen wir vor einer Oase am Rande des stillen Wassers. Palmengruppen und ein schlohweißes Gebäude, ein überraschender Anblick für unsere Augen.

Es ist die kleine, vorgerückte Station N'Nu-ebia, eine Feste mit einem Dörfchen aus Hütten

von getrocknetem Lehm, das mitten in dieser Öde von einem ägyptischen Gouverneur und einem Dutzend Soldaten bewacht wird.

*

*

*

Als wir uns der Oase nähern, sind wir nicht wenig überrascht, unsere Zelte schon unter den Palmen aufgeschlagen zu sehen. Wir hatten doch unsern Beduinen befohlen, den heutigen Marsch so viel als möglich zu verlängern, und es ist jetzt kaum 3 Uhr, viel zu früh, um schon zu lagern . . . Da kommt übrigens der Scheik unserer Karawane mit unwilligen Gebärden auf uns zu: der Kaimakam (Gouverneur) hat ihn zurückgehalten und ihm befohlen, hier das Lager aufzuschlagen, um uns bis morgen bei sich zu behalten.

„Wo ist der Kaimakam?“

„Dort in der Festung!“

Die wachhabenden Soldaten, schöne Araber mit langen Schleiern, bedeuten uns, daß er ruhe. Er schläft, weil wir seit gestern im Ramadan sind und die ersten Fasttage ihn sehr ermüdet haben. . . .

Ich lasse ihn jedoch wecken, so wenig kann ich meine Entrüstung unterdrücken, und er erscheint. Er ist ein altes, kleines, lächerliches, häßliches Wesen in einer Art europäischer Kleidung; unter seinen schönen Soldaten in orientalischer Tracht

sieht er wie ein verkleideter Affe aus. Er ist einer der Beamten, die von der modernen Kultur nur wenig beleckt sind, wie man sie in der Levante, ach, so häufig antrifft und die schuld daran sind, wenn die edle, orientalische Rasse oft verkannt und mit Vorurteil angesehen wird.

Schon höchst unangenehm in bewohnten Gegenden, gebärden sich diese kleinen Persönlichkeiten in der Wüste geradezu wie kleine Könige, und statt die Karawanen zu schützen, halten sie sie an, fordern Lösegeld und schaden ihnen mehr, als Räuber und wilde Tiere.

Draußen auf dem heißen Sande, in dem grellen, weiß getünchten Vorhof haben wir beide, umringt von den Soldaten, eine heftige Auseinandersetzung. Er hat es ganz einfach auf unsern Geldbeutel abgesehen und hält uns nur auf, um uns Schildwachen für die Nacht aufzudrängen und sich dafür mit teurem Gelde bezahlen zu lassen! . . . Indes vertritt er hier eine große Nation; er könnte uns verfolgen lassen und uns zur Ungewißheit der kommenden Tage noch weitere Schwierigkeiten in den Weg legen; folglich dürfen wir es nicht mit ihm verderben. Ich schlage ihm also vor, daß ich die Nachtwachen bezahlen und noch ein Draufgeld geben will, wenn er uns sogleich wieder abreisen läßt — und er geht auf den Vergleich ein.

*

*

*

Mit diesem Wortwechsel haben wir jedoch eine volle Stunde verloren, und es ist jetzt zu spät, um unsere Zelte wieder abzubauen und weiter zu ziehen . . .

Wir bleiben daher jetzt freiwillig bis morgen früh die Gefangenen dieses Dummkopfes und nehmen die unnütze Wache an.

Ehrlich gesagt, ist N'Nuebia, die herrlich stille Oase, ein entzückendes Gefängnis. Das arabische Dörfchen mit den Lehmhütten liegt hinter der Festung und ist ziemlich weit von uns entfernt; denn unsere kleine Zeltstadt ist dicht am Meer auf feinem Sand aufgeschlagen. Der Strand ist mit roten Korallen, mit großen fleisch- oder blaßpfirsichfarbenen Muscheln übersät.

Der Abend sinkt. Das unbewegliche Wasser des Golfs ist wie grünes Perlmutter mit Metallglanz und dem Widerschein des Gefieders seltener Vögel; darüber ragen die Granitfelsen Arabiens in unbeschreiblich zartem Rosa in den klaren, grünen, von kleinen, orangegelben Wolken durchstreiften Himmel. Keiner der Lichteffekte, die mein Auge bisher sah, läßt sich mit diesem vergleichen. . . .

*

*

*

Jetzt ist die Sonne für uns hinter den Bergen unseres Strandes versteckt, allein Arabien dort drüben sieht sie immer noch, denn es flammt wie bengalisches Feuer, wie ein Wirrwarr feuriger

Kohlen, der als Mauer am schon verdunkelten Himmel aufgetürmt ist, indes das öde Meer zu seinen Füßen ein selbstleuchtender Körper geworden scheint, wie eine große, von unten beleuchtete Smaragdfläche. Im Vordergrund dieses ungeheuren Blendwerks, das wie ein unendlicher Streifen bis zu den tiefsten Fernen reicht, heben die schlanken Schattenrisse der Palmen ihre leichten Federbüschel ab.

Unsere Wächter kommen; sie sind ernst und schön, mit prächtigen Gesichtern unter dem weißen Schleier und schwarzen Turban. Schweigend, weil die Stunde des Moghreb naht, setzen sie sich gruppenweise auf den Sand, vor einen Reisighaufen, den sie in der Nacht anzünden werden, und halten Wacht . . .

Dann erhebt sich plötzlich vom Turm der kleinen, einsamen Feste die Stimme des Muezzin; eine helle, starke Stimme mit dem traurigscharfen und doch sanften Klang des Hoboe; er ergreift tief und stimmt zum Gebet, wie er mit mächtigem Flug und gleichsam mit zitternden Flügeln in den Lüften schwebt . . . Vor diesen Herrlichkeiten des Himmels und der Erde, die den Menschen ergreifen, singt die Stimme, singt und lobpreist den Gott des Islam, der auch der Gott der großen Wüsten ist. . . .

Dann sinkt die Nacht mit ihrer durchsichtigen Bläue, während die Glut der fernen Granitberge Arabiens zögernd erlischt. Kleine Reisigfeuer flammen rings um uns auf und beleuchten hier

und da die Unterseite der Dattelpalmen und die arabischen Wächter, die im Kreise unter dem großen, nächtlichen Himmelsdom mit seinen blinkenden Goldfunken sitzen.

Endlich erhebt sich die Stimme des Muezzin zum zweiten Mal, schöner noch und mit höherem Gebetsflug, gerade als wir draußen unter dem glänzenden Sternenhimmel, auf dem einschläfernden Sande hingestreckt, das Bewußtsein des Lebens verlieren. . . .

XXII.

Sonntag, 11. März.

Früh am Morgen erheben wir uns zu langem Tagesmarsch, um die gestern verlorene Zeit wieder einzuholen. Schon bei Tagesanbruch regen sich unsere Beduinen unter den hohen Palmen. Vor den Feuern, die die ganze Nacht gebrannt haben, stehen unsere prächtigen Wächter mit ihren weißen Schleiern und schwarzen Mänteln. Auch die Kinder des Dorfes sind mit einigen verschleierten Frauen da und staunen uns an; die Begebenheit unserer Durchreise wird gewiß in aller Erinnerung bleiben.

Als unsere Dromedare vor uns niederknien, kommen die Wächter herbei, um uns die Hand zu reichen, aber auch, um uns wie Kinder einen übermäßigen Bakschisch abzubetteln; aber sie müssen selbst über ihre unverschämten Forderungen lachen, die sie mit ihren Reisewünschen verquicken.

Unsere großen Tiere erheben sich und tragen uns weiter. Wir ziehen nun längs der Meeresküste, die kleine, herrliche Oase ist bald verschwunden und die große Wüste nimmt uns wieder auf.

Alles, was gestern abend rot glänzte, ist erloschen und verändert. Die arabische Küste

ist in den Hintergrund unabsehbarer Fernen entrückt; nachdem sie gestern so glühte, ruht sie nun in entzückender Morgenfrische, halb versteckt unter feuchtem Dunste. Sie ist nur noch perlgrau oder leingrau gefärbt; so zart, so unbestimmt, so durchsichtig wie nur möglich; nur ihre Zackenkämme sind etwas deutlicher gezeichnet. Kleine Wölkchen bleiben wie leichte Watte daran hängen, ganz kleine, glänzende, weißgoldene Flöckchen, die alles Licht dieses gedämpften Morgens mit seinen verschleierten Farben in sich auftrinken möchten.

Im Gegensatz zu der nebelgrauen Ferne beginnt das Gestade zwischen den großen Bergen und dem Meere, an dem wir entlangziehen, unsere Augen zu blenden und zu funkeln.

Die Luft ist berauschend; es ist, als ob die Brust sich ausdehnt, um sie besser einzuschlürfen. Man ist wie zu neuem Leben geboren, von körperlicher Lebensfreude erfüllt. . . .

Das ruhige, sanft spiegelnde Meer, auf dessen feinem, mit roten Korallen vermischem Sandstrand wir dahinziehen, ist hafenlos, und das Auge entdeckt keine Segel. So weit man sehen kann, ist es ein verödetes, von Wüsten umgebenes Meer. Und dennoch ist es das Meer; obgleich wir wissen, daß es öde ist, nähern wir uns ihm unwillkürlich, wie einer Quelle des Lebens; in seiner Nähe verschwindet die Trostlosigkeit der düstern, öden Erdenwüste. . . .

*

*

*

Je höher die Sonne steigt, desto deutlicher erscheint das gegenüberliegende Arabien, desto durchsichtiger werden seine Schleier. Seine Farben beleben und erwärmen sich, um allmählich zur großartigen, herrlichen Lohe, dem bezaubernden Blendwerk des Abends zu werden.

Jetzt wandeln wir auf Muscheln, wie wir noch keine gesehen. Kilometerlang sind es große Weihwasserkessel, streifenweise geordnet oder je nach der Laune der Dünung angehäuft; dann folgen ungeheuere Flügelschnecken, die wie große offene Hände aus rosafarbenem Porzellan aussehen; dann kommen ganze Berge riesiger Turritellen, und der Strand, der nun mit weißer Perlmutter bedeckt ist, glitzert prächtig im Sonnenschein. Welch ungeheuere Massen eines stillen, langsamen Lebens, das von den Wellen hierher gespült ward, nachdem sie jahrhundertlang daran gearbeitet hatten, diese nutzlosen Farben und Formen auszuscheiden. . . .

Ich erinnere mich, daß ich in meinen Kinderträumen, in einer Übergangszeit, in der ich mit Leidenschaft Naturgeschichte trieb, manchmal exotische Küsten mit merkwürdigen Muscheln bedeckt sah; man brauchte sich nur zu bücken, um die schönsten, seltensten Arten aufzulesen. . . . Dies Übermaß jedoch übertrifft alles, was meine kindliche Phantasie sich damals vorstellen konnte.

Wahrscheinlich in Erinnerung an diese ehemaligen Träume, oder auch noch aus Kinderei, kommt es vor, daß ich mein Dromedar nieder-

knien lasse und absteige, um die Muscheln zu betrachten. Außer den drei genannten Arten, deren Trümmer den Strand bedecken, findet man hier noch die Kegelschnecke, die Porzellanschnecke, die Felsenschnecke, die Harfen, alle Spielarten mit den feinsten Färbungen und den seltsamsten Formen. Die meisten dienen Einsiedlerkrebsen als Behausung; sie laufen mit ihren Beinchen so schnell, wie sie können, davon, wenn man sie anfassen will. Hier und da bilden große Korallenblöcke rote Flecken unter dieser bunten oder perlmutterfarbigen Fülle.

*

*

*

Gegen Mittag hat der Glanz seinen höchsten Grad erreicht. Der Anblick kann mit nichts auf Erden verglichen werden. Es ist, als ob man irgend-einem großen, stillen Schauspiel der ersten geologischen Zeiten beiwohnte, — auf der Erde oder auch anderswo . . . Die Gesamtfarbe ist rosa, doch in der Mitte von einem endlosen Streifen durchschnitten, der fast schwarz scheint, so tiefblau ist er. Man müßte ihn mit reinem preußisch Blau, leicht gestreift mit Smaragdgrün, malen. Dieser Streifen ist das Meer, das unnatürliche Meer von Akabah. Scharf und grell teilt es die Wüste in zwei Teile, in zwei hortensienfarbige Zonen vom entzückenden Rosa der Abendwolken, wo im Gegensatz zu dem Wasser mit

seinen zu grellen Farben und zu scharfen Umriszen alles duftig und unklar erscheint, so sehr blendet und glänzt alles; wo Perlmutter, Granit und Glimmer glitzern, wo alles vor Hitze und Luftspiegelung bebt. . . .

Die eine dieser Zonen, die gegenüberliegende Küste, das große, wüste Arabien, bildet dort unten eine ungeheure, tausend Fuß hohe, karminrote Mauer, die bis in den Himmel ragt und bis in die Tiefe der zarten Fernen flieht. Die andere ist der Strand, auf dem unsre Dromedare wandern, ganz aus rosigem Sand, aus Korallen und glänzenden Muscheln. Die Berge sind von demselben Granit wie am entgegengesetzten Ufer und von derselben Blumen- oder Wolkenfarbe.

Oh! dieses seltsame, einzige Meer, dieses Meer von Akabah, das ewig still, ewig heiß eine Welt von Korallen und Muscheln in seinem tiefblauen Wasser, zwischen unveränderlich rosafarbenen, öden, fast schreckenerregenden Küsten ausbrütet! Der Mensch erscheint hier nur flüchtig, unstet, selten und in steter Sorge um sein Leben. . . .

*

*

*

Zur Mittagsrast breiten wir unsere Teppiche auf tausend angehäuften Muscheln, die das Entzücken manches Sammlers wären. Dann, nach tiefem Schläfe, setzen wir unsere Reise in immer goldigerem, rosigerem Lichte fort. Am Morgen

sind wir fünf Stunden lang gereist und reisen nun noch vier am Abend, immer durch dieselbe Herrlichkeit. Je weiter wir vorwärts dringen, desto enger wird das Meer von Akabah und desto näher kommt uns das gegenüberliegende Arabien.

Den ganzen Nachmittag verfolgt mich beharrlich eine kleine verirrte Bachstelze. Zwitschernd flattert sie im Schatten meines Kamels und zwischen dessen hohen, rotbraunen Beinen. Ihr Gezwitscher und das Trampeln der Karawane auf den Muscheln klingt wie ein lautes Geräusch in dieser Welt stillen Glanzes.

*

*

*

Zur Dämmerzeit lagern wir auf einem Strande, wo unsere Kamele spärliche Pflanzen finden. Kaum ist mein Zelt aufgeschlagen, so erscheint schon wieder die Bachstelze an meiner Tür, als ob sie um Einlaß und Futter bäte. Zutraulich und keck sucht sie Schutz gegen die Wüste. . . .

Wir sind ganz nahe am Meer in eingengter Gegend, die von den hohen Felsen erdrückt und schon in den Schatten gerückt ist, indes dort drüben, jenseits des jetzt pfauenblau gefärbten Wassers, das Granitchaos Arabiens noch nicht seine abendliche Zauberbeleuchtung beendet hat. Zwischen grünem Himmel und grünem Meere erstrecken sich Berge, deren Fuß von bischofs-

violetter Farbe ist. Die Gipfel sind orange- und rosafarben, von einem unwahrscheinlichen, unstofflichen Rosa, das auch nach Sonnenuntergang fort dauert, wie von innerer Glut schwelend. Es ist, als ob die ganze Welt schmelzen wollte, als ob die große Glut des Weltanfangs wieder zu neuen Umwälzungen und Weltuntergängen entflammt sei. . . .

Dabei überall Ruhe und Stille, ein friedliches Vertrauen der Menschen und Dinge, denn diese herrlichen Schrecknisse sind nur Blendwerk und Lichtspiegelung, nur Schein. . . . Sie sind nichts. . . .

*

*

*

Wie wild ist diese Gegend, sobald die geheimnisvolle Nacht sinkt! Wie abgesondert von der Welt unserer Zeitgenossen steht hier unser kleines Nomadenlager!

Die Granitfelsen hinter uns sind zu einem schwarzen Schirm geworden, der phantastisch und roh behauen gegen den Sternenhimmel ragt. Ein schmaler orientalischer Halbmond, mit den beiden Spitzen nach oben, steht darüber, wie das scharfe Siegel des Islam. . . .

Der Glanz Arabiens jedoch ist erloschen; jenseits der Wasser, die beim Nachtwinde zu rauschen anfangen, zieht sich nur noch ein schwarzgrauer Streifen, der plötzlich weit entrückt ist. Unsere Kamele, die sich vor der Nacht und

den herumstreifenden Tieren fürchten, haben sich um unsere Feuer gekniet, und unsere Beduinen — schwarze oder weiße Gespenster, die man in der durchsichtigen Nacht noch unterscheidet — verrichten, auf dem Sande des verlorenen Strandes andächtig kniend, ihr letztes Gebet vor dem Schlafengehen. Der Wind setzt plötzlich stärker, kälter und rauher ein und beginnt unsere Zelte zu rütteln.

XXIII.

Montag, 12. März.

Unsere Kamele werfen noch lange Schatten auf Sand und Perlmutter, und das gegenüberliegende Arabien ist noch geheimnisvoll verschleiert, als wir in der köstlichen Morgenfrische aufbrechen. Gestern legten wir fünfzig bis sechzig Kilometer zurück. Bis nach Akabah, der einzigen Stadt, welche die Gegend beherrscht und wo die Pilgerkarawanen rasten, bleiben uns noch etwa sechzig Kilometer, stets in der gleichen Lichtherrlichkeit, auf dem gleichen stillen Wüstenstrand mit den gleichen zahllosen Muscheln, längs des Meeres ohne Schiffe, wo wir die einzigen lebenden Wesen sind.

Heute ist alles wie gestern; wir atmen die gleiche belebende, milde Luft; die Farbe des Wassers ist von demselben tiefen Blau, der Sand von den gleichen Korallen gerötet und mit dem gleichen funkelnden Perlmutter übersät. Arabien nimmt allmählich die gleichen Tinten an, die von Stunde zu Stunde herrlicher und wärmer werden — bis zu dem höchsten Augenblick, wo die Wunder des Abends sich entfalten, wie gestern, wie vorgestern, wie seit dem Anfang der Zeiten. . . .

— Hier ist die Region der Lichtverschwendung, wo sich täglich Feenspiele des Lichtes vollziehen, die niemand anschaut.

Es ist, als ob die Luft außerordentlich dünn sei, ja als ob sie ganz fehle, so klar ist die Fernsicht; man täuscht sich über die Entfernungen und vermag nichts mehr abzuschätzen. Zu beiden Seiten des Meeres entfalten sich langsam die beiden symmetrischen Granitmauern. Langsam, wie die Karawane ihres Weges zieht, folgen sich die Gipfel, die Vorgebirge der beiden Ufer, eben so deutlich in der Ferne als in der Nähe, und dennoch scheinen sie fast unwirklich, so blendend erscheinen sie in dem Lichtdunste, der fortwährend in der bebenden Glut zittert.

Das Meer allein, das blaue, allzu blaue Meer mit den scharfen Umrissen scheint etwas Wirkliches, Greifbares zu sein. Aber es scheint wie in der Luft zu schweben mitten in der großen Wolke, der großen, rosafarbenen Vision, die das fürchterliche, starre Granitchaos der Wüste ist. . . .

Gegen drei Uhr erblicken wir, die schon so lange keine menschlichen Bauten mehr sahen, auf einer kleinen Insel dicht an der Küste die Ruinen einer anscheinend sarazenischen Festung mit schwarzen Zinnen. Es war wohl einst ein Kloster von Einsiedler-Mönchen in der Art des Sinaiklosters, steht aber schon seit hundert Jahren verlassen da.

Das Meer wird immer schmaler, je mehr wir an sein Ende herankommen, und die arabische

Küste scheint immer näher gerückt; ihre Granitmauer ragt ebenso hoch in die Luft, wie die auf unserer Seite.

Wir sehnen uns danach, endlich die Stadt Akabah zu sehen, auf die wir nun schon sechs Tage lang zuwandern. Sie ist das alte Ezeon-Geber, wo die Königin von Saba sich ausschiffte und von wo aus die Flotten des Königs Salomo nach dem fernen Ophir in See gingen. Später war sie das Aelana der Römer und noch vor kaum zweitausend Jahren eine blühende Stadt. Heute ist kein Hafen mehr dort, die Schiffe haben seit Jahrhunderten den Weg vergessen, und der Islam hat seinen tiefen Schlaf darüber ergossen. Heute ist sie, wie man sagt, nur noch eine große Karawanserei, wo die Mekkapilger rasten und sich mit Proviant versehen. Aber nach den Erzählungen einiger moderner Reisender ist es eine Stadt mit arabeskengeschmückten Toren, die Stadt der schönen Gewänder, der roten Burnusse und der prunkvollen Reiterturniere.

Doch da erscheint am jenseitigen Ufer eine Reihe Bäume, wahrscheinlich Palmen, — eine lange, mitten in der rosafarbenen Eintönigkeit überraschende grüne Linie. Es ist wohl die einsame Oase, in der die Stadt gebaut ist; in zwei bis drei Stunden schlagen wir dort unsere Zelte auf.

*

*

*

An der Kreuzung zweier kleiner stiller Täler zieht unsre Karawane an einem Ort von vollendeter Schwermut vorüber. Ich will versuchen, diesen namenlosen Kreuzweg in der Wüste kurz zu skizzieren. Beide Täler des Todes münden gemeinsam am Meeresstrand. Das brennend tiefblaue Meer scheint immer noch die einzige Wirklichkeit in diesem Traumland rosiger, öder, rötlicher Töne, die mit Aschgrau überstäubt sind, so getrübt ist die Luft durch ihre Lichtfülle und Lichtspiegelungen. Ausnahmsweise stehen Bäume dort, die ich weiß nicht welche unsagbare Traurigkeit zu dem düsteren Ganzen hinzufügen: zwei bis drei schlanke Dattelpalmen und sonderbare vielstämmige Doums-Palmen mit langen, phantastischen Zweigen, von denen jeder einen Büschel gelber Fächer trägt, Pflanzen von vorsintflutlichem Aussehen, die sich regungslos vom Hintergrunde des grauen, duftigen Sandes und der rosa Granitmassen abheben. . . . Ein einsamer Storch, der auf einem Bein stehend schlummerte, breitet seine Flügel aus, um uns zu folgen, und immer noch flattert die gestrige Bachstelze in meinem Schatten und begleitet mich. . . .

*

*

*

Noch eine Stunde Marsch am Strande entlang, und doch sind wir hier schon am obersten Ende des endlosen Golfs, an dem wir seit drei

Tagen entlang ziehen. Das tiefblaue Wasser bildet hier eine Kurve, dann schließt es mit einem großen Bogen ab, den wir umziehen, um endlich auf das andere Ufer zu gelangen, wo uns die Oase von Akabah erwartet.

Obgleich das Meer hier ein Ende hat, setzen sich doch die beiden, die Ufer begrenzenden Mauern fort und streichen gleichlaufend nach Norden, so weit das Auge reicht, nur statt Wasser schließen sie jetzt Sand ein. Der Meerbusen von Akabah setzt sich also in einem breiten, unendlichen Tale von majestätischer Öde fort, in dem nur etwas Ginster, einige vielstämmige Palmen, einige hohe, einsame Dattelpalmen wachsen. Dies Tal ist der Anfang der peträischen Wüste. Unsere Kameltreiber betreten mit einer gewissen Unruhe das Bereich des großen Scheiks.

*

*

*

Endlich nähern wir uns Akabah, das nur ein Palmenhain zu sein scheint und still wie die Wüste ringsum vor uns liegt. Kein Haus unter den Bäumen, kein Mensch ist zu sehen. Niemand am Strande, und kein Kahn auf dem Meere; aber überall Tierschädel und Wirbelknochen auf dem Sande verstreut.

Jetzt naht die Abendstunde, die goldene Abendstunde! Auf den Stämmen der in Garben wachsenden Palmen oder auf den langen, schwanken-

den Stämmen der einzeln stehenden ist das Gold maßlos verschwendet, während schon Dämmerlicht über die Ferne und die unteren Teile des schönen, düsteren Haines herabsinkt. Wir betreten ihn, und das herrlich gewölbte Dach der Palmen überschattet uns plötzlich. Wir begegnen niemand. Nirgends eine Bewegung oder ein Laut. Kleine baufällige, alte Mauern aus gestampfter Erde, mit Kieselsteinen, Tierschädeln und Wirbelknochen vermischt, bilden Gärten- und Straßeneinfassungen, denen wir auf gut Glück folgen.

Also das ist Akabah, die große Stadt dieser Gegenden? Doch da erscheinen ein paar lebende Wesen: Beduinen, die in einem Hofe unter grauen Zelten lagern und uns mit lässiger Neugier vorüberziehen lassen. In dem dunklen Gewirr der Palmen bewundern wir hier und da durch eine Lichtung die Herrlichkeit des Himmels und wie in fernem Apotheosenschein die rosafarbenen, flammenden Granitfelsen. . . .

★

★

★

Endlich kommen wir auf einen im Mittelpunkt gelegenen Platz und sehen dort eine Feste, Häuser und Menschen. Unsere Zelte, die schon da sind, werden unter neugierigen oder mißtrauischen Blicken aufgeschlagen. Auf der Festung weht, wahrscheinlich uns zu Ehren, die rote Flagge mit dem Halbmond.

Die sehr niedrigen Häuschen aus getrocknetem Schlamm erinnern an die Höhlen wilder Tiere. Der kleine Haufen Neugieriger besteht aus einigen türkischen Soldaten und ein paar prächtigen Arabern mit schwarzem Mantel über dem weißen Gewand und Schleiern, die an der Stirn mit goldenen oder schwarzen Schnüren befestigt sind.

Wir steigen ab und die türkischen Soldaten kommen uns wohlwollend und freundlich entgegen. Ich rede in der Sprache Stambuls mit ihnen, reiche ihnen die Hand und fühle mich glücklich, in Freundes Land zu sein.

Dann führt man uns einen Mann des Scheiks von Petra vor, der uns schon seit gestern hier erwartet und noch in dieser Nacht aufbrechen soll, um den großen Straßenräuber von unserer Ankunft zu benachrichtigen.

„Bitte den Scheik Mohammed Jahl“, sage ich zu ihm, „daß er sich morgen mit zwanzig Leuten und zwanzig Kamelen hier einfindet. Ich werde sie mieten, um durch sein Land zu ziehen.“

„Kamele! Kamele!“ wiederholt in seinem drolligen Französisch der noch immer mißtrauische Dolmetscher; „ich weiß nicht, was für Kamele er bringen wird. — Vielleicht hat er nicht einmal Kleider im Antlitz!“ Das soll heißen: Vielleicht hat er kaum das nötige Kopfgeschirr für sie, kaum Halfter, um sie zu führen!

Der skeptische, nur Schlimmes voraussagende

Mensch fügt hinzu, daß der Kaimakam, d. h. der türkische Gouverneur von Akabah, auf meinen Besuch morgen früh rechnet, um ernste Dinge mit mir zu verhandeln; wahrscheinlich, um uns die Reise nach Petra zu untersagen.

*

*

*

Nachdem unser Lager aufgeschlagen, die Neugier befriedigt ist und die Gruppen sich zerstreut haben, können wir uns beim letzten Dämmerlicht der vollständigen Ruhe hingeben.

Etwas besorgt wegen der auf morgen angesetzten Unterredung, genieße ich, vor meinem Zelte sitzend, das Ende des wunderbaren Abends und sehe die Nacht hereinbrechen. . . . Fast plötzlich blinken die Sterne überall auf, und der Halbmond, obgleich noch sehr schlank, leuchtet schon hell. Jenseits der traurigen, ärmlichen Hütten aus Erde und Schlamm ragt die rosafarbene Wüste, die ganze Aufschichtung von Sanddünen und Granitbergen, unwahrscheinlich hoch gegen den funkelnden, reinen Himmel. Sie scheint durchsichtig, scheint ein großes, mildes, fast unerklärliches Traumbild ohne jede Perspektive. Auf diesem ungeheuern Nichts, das von wolkenhafter Körperlosigkeit scheint, wandeln langsam und lautlos einige Gestalten, mit noch glänzendem Weiß oder mit noch kräftigem Schwarz drapiert, wie sichtbare Flecken auf diesem milden, unbe-

stimmten Ganzen. Es sind verspätete, zur Oase zurückkehrende Kamelhirten, die ihre großen, vom Mondlicht noch vergrößerten Tiere ins Gehege zurücktreiben. Auch sie erscheinen wie die ganze Umgebung, deren unbestimmte Farbe sie haben, wie phantastische Gebilde. . . .

Im Vordergrund des kleinen Platzes von Akabah, auf dem unsere Zelte stehen, liegen ganze Haufen schwarzer und trotz der Nacht sichtbarer Formen — alles, was wir von Menschen, Tieren und Gepäck in diese ferne Oase mitgeführt haben: schlafende Kamele, jedes mit dem Kopf bis an die Augen in einem langen Maulkorb steckend, so daß sie eine lange Tapirnase zu haben scheinen; zusammengekauerte oder sitzende Beduinen, die stumm rauchen oder träumen; Sattelzeug, Decken, Ballen und Karawanensäcke. Hinter mir verdeckt der schwarze Vorhang der Palmen mit seinen großen Federbüscheln den öden Strand, an dem das Meer leise in die unendliche Stille rauscht. . . .

*

*

*

Es zieht mich an diesen Strand, und ich suche Leo in seinem Zelte auf, um mit ihm spazieren zu gehen.

Zuerst müssen wir durch den dunklen Palmenhain hindurch, über sandige Pfade zwischen kleinen Mauern. Wie über die Schwelle eines Tempels treten wir in den finsternen Palmenwald

ein, beide als weiße Araber, in weite, leichte Wollschleier gehüllt, die mit Schnüren an der Stirne festgebunden sind; bei unserm geräuschlosen Gange, mit Filzschuhen auf dem dichten Sande, sehen wir etwas gespensterhaft aus. Ganz besonderer Wohlgeruch erfüllt den Hain, die laue Luft schmeckt nach der See, der Wüste und der Wildnis. Über unsern Häuptern strecken sich steife, schwarze Federbüschel aus, die kein Lüftchen bewegt; im Weiterschreiten setzt sich einer nach dem andern vom hellen glänzenden Himmel, von dem goldenen Halbmonde ab.

Jetzt sind wir auf dem verlassenen Strande, der noch rosa gefärbt scheint, als ob es Tag sei. Längs seines Saumes entfaltet sich das geheimnisvolle, prächtige Gehölz und wirft dunkle Nacht um sich. Die kleinen Mauern, aus Erde mit Knochen vermischt, folgen den Biegungen des Ufers und schließen die Bäume wie ein Heiligtum ein. Nur hier und da neigt ein von dem geraden Hochwald getrennter Stamm seine Federgarben nach außen, und sein undeutliches Bild spiegelt sich im Wasser wider. Das Meer scheint überall von den bläulichen Bergen umschlossen, wie ein See, rings von Land umgeben; zu dieser nächtlichen Stunde ist es sehr durchsichtig, sehr geisterhaft, in grauen Dunst gehüllt und völlig leer. Unter den Mondstrahlen jedoch glänzt es wie ein blasser langer, flitterbesäter Streifen. Alles ringsum hat in dieser Stille einen düsteren Zauber. Es ist nicht der ermattende Rausch der Tropennächte, sondern

etwas ganz anderes, etwas Geheimnisvolles und Beklemmendes: die namenlose Traurigkeit der mohammedanischen Länder und der Wüste. Die Erstarrung des Islam und der Friede des Todes hat sich über alles verbreitet. . . . Hier zu stehen, stumm und weiß wie Gespenster, beim schönen Mondschein Arabiens, unter schwarzen Palmen, vor dem verlassenen Meere, das weder Häfen noch Schiffe, noch Fischer hat, ist von unsäglichem Reiz. . . .

XXIV.

Dienstag, 13. März.

Ein schlimmer Tag! — Morgens begeben sich mich zum Kaimakam, besorgt wegen der Gerüchte, die zu mir gedrungen sind. Was wird er über uns bestimmen?

Ein schwüler Chamsin weht und treibt Sand und Heuschrecken vor sich her.

Etwas wie eine kleine Straße führt mich zwischen den wilden Maulwurfshügeln aus gestampfter Erde bis zum Kaimakam. Sein Haus ist aus Erde, wie die andern. Man führt mich in einen niedrigen Saal, dem man die Wüste anmerkt: unregelmäßige Mauern mit grobem Kalkbewurf, Balken aus Palmstämmen, getrocknete Palmblätter als Dach.

Der Kaimakam erscheint. Ein graubärtiger Türke, lächelnd, höflich, vornehm, aber mit eigensinnigem Ausdruck, der mir verheißt, daß er an diesem Orte, fern von jedweder Verbindung, wie die Katze mit der Maus mit uns spielen kann. Dreihundert türkische Soldaten stehen ihm zu Gebote, um ihm Gehorsam zu verschaffen; zudem können wir uns nicht gegen eine ottomanische Amtsgewalt auflehnen.

„Nach Petra gehen?“ sagt er. „Nein, dort geht niemand mehr hin. Seit einem Jahr hat Ägypten dies Land an die Türkei abgetreten, und zum Betreten bedarf es der Genehmigung des Paschas von Mekka, in dessen Machtbereich diese Wüste jetzt liegt. Nun aber besitzen wir keine solche Genehmigung; zudem wäre es zu gefährlich für uns, denn die Stämme des Nordens sind im Aufruhr. In der Nähe von Kerak wird gekämpft, und die Regierung hat dreitausend Mann regulärer Truppen von Damaskus dorthin abgeschickt.“

Ich schlage ihm vor, auf einem Kamel einen raschen Boten nach Kairo zu senden, um Seine Exzellenz, den Muktar-Pascha, um die Vergünstigung einer besonderen Erlaubnis für uns zu bitten und die Antwort hier zwölf bis vierzehn Tage lang abzuwarten.

Auch dies letzte Mittel lehnt er ab. „Fremde,“ sagt er, „dürfen überhaupt nicht länger als vierundzwanzig Stunden in Akabah bleiben.“ Wir sollen daher morgen nach Suez aufbrechen, woher wir gekommen sind und zwar auf demselben Wege. So lautet sein hartnäckiger Beschluß. . . .

Offenbar fürchtet er für unsere Köpfe und will die Verantwortung nicht auf sich nehmen. Vielleicht hat er auch neue geheime Befehle, diesen Weg gewissen, verdächtigen Fremden zu verschließen, und er wendet das Verbot auch auf uns an, da er nicht weiß, bis zu welchem Grad wir türkenfreundlich sind.

Jeden Verdruß hatten wir vorausgesehen, jede Schwierigkeit dieser Reise durch Petra im Augenblick einer Empörung; — alles, nur nicht das offizielle Verbot der Regierung des Sultans, zumal niemand in Kairo uns gesagt hatte (nicht mal die liebenswürdigen Paschas, die sich wegen unserer Reise besorgten), daß Petra jetzt von der Türkei abhinge.

Tief betrübt kehre ich in mein Zelt zurück. — Und Mohammed Jahl, der heute nacht ankommen soll, den wir vergebens bemüht haben, und der uns sicherlich demgemäß Lösegeld auferlegen wird! . . .

Der Chamsin weht immer glühender! Unsere Zelte sind voller Sand und Fliegen, und die Leute von Akabah, die schon um unser Zerwürfnis mit dem Kaimakam wissen, sehen uns mit scheelen Augen an.

Es bleibt uns nur eine Hoffnung, — Mohammed Jahl selber! Wir kommen auf den Gedanken, uns vollständig in seine Krallen zu begeben: anscheinend nach Suez zurückzukehren und ihm zu bedeuten, daß er uns mit seinen Beduinen zwei oder drei Tagemärsche von hier wieder abholt, um uns in seine Wüste zu führen. — Doch wird er einwilligen? Und um welchen Preis? — Und nachher, wenn wir trotz dem Verbot den türkischen Boden betreten, haben wir keinerlei Schutz mehr zu beanspruchen. Was sollen wir zum Beispiel tun, wenn wir in die Hände der dreitausend Mann Truppen in Kerak fallen, die uns wahrscheinlich

als Gefangene an diesen Kaimakam von Akabah zurückschicken? . . .

Jedoch alles andere lieber, als kläglicherweise wieder nach Suez zurückkehren! Diesen Scheik von Petra, dem wir anfangs so sehr mißtrauten, erwarten wir nun wie einen Erlöser. . . .

Zur Stunde des Moghreb, so versichert man uns, werde er seinen Einzug hier halten. . . .

*

*

*

Am Nachmittag erwidert der Kaimakam meinen Besuch unter meinem Zelte. Trotz der Hitze trägt er einen langen, mit Marderpelz gefütterten Kaftan aus grünem Tuch. Fortgesetzt äußerst höflich, entschuldigt er sich wieder, das neue Verbot ausführen zu müssen, doch er bleibt unerbittlich und bewilligt nur einen Aufschub unserer Abreise von einem Tage.

*

*

*

Als gegen Abend die Hitze nachgelassen, gehe ich schwermütig wieder zum Strande. Er ist, wie gestern abend, entzückend und verlassen. Ein paradiesisches Licht, ein Feenzauber strahlt über dem riesigen Amphitheater von rosa Granit, wo das lapisblaue Meer, das ewig verlassene Meer aufhört. Die Wand der herrlich grünen Palmen bewegt sich im Wehen des Chamsin. Die kleinen

Mauern aus gestampftem Lehm, mit weißen Knochen und Gebissen durchsetzt, bröckeln vor Glut und Dürre ab. Der Sand ist mit Korallen- zweigen und seltenen Muscheln besät. Selbst- verständlich ist weder eine Barke, noch ein mensch- liches Wesen in Sicht. Mitten in dieser glanz- vollen Apotheose nichts als das stinkende Gerippe eines Kamels, das mit eingefallenem Bauch und hervortretenden Wirbeln verrenkt daliegt und regungslos seine Füße in die Luft streckt. . . . Immer Stille und Todesfriede, und dabei das beklemmende Gefühl, rings von Wüsten umgeben zu sein. . . .

Zur Stunde des Moghreb ist der Scheik noch nicht da. Sicher kommt er in der Nacht, sagt man uns; wir erwarten ihn mit banger Ungeduld.

★

★

★

Nach unserm mißmutigen Mahle läßt der Kaimakam uns ersuchen, einen zweiten Besuch machen zu dürfen. Wir nehmen ihn an, in der Hoffnung, er werde nachgeben. Er kommt; ihm voraus wird eine große Laterne getragen. Er setzt sich und spricht türkisch, über allerlei, — sehr liebenswürdig wie immer, — zieht sich aber zurück, ohne mit einer Silbe die brennende Frage berührt zu haben.

★

★

★

Es wird Nacht. Um 9 Uhr kehre ich allein zum Strande zurück, einen kleinen, absteigenden Pfad einschlagend, den unsere schlafenden Beduinen und Kamele versperren. Arme Menschen und Tiere, mit deren Gesichtern wir schon vertraut waren, und die morgen früh von uns gehen, um uns den unbekannten Leuten Mohammed Jahls zu überlassen! . . .

Das Meer rauscht leise in der Nacht. Die schmale Sichel des Ramadan-Mondes glänzt droben unter den Sternen. In der Ferne sieht man nichts mehr, und die Bucht gleicht wieder einem See im verschleierte[n] Grau und der trügerischen Durchsichtigkeit der Luft.

Zwei türkische Soldaten sitzen unter den Palmen auf einem Stein. Wir plaudern zusammen; sie fühlen sich in Akabah ebenso sehr verbannt wie ich selbst und schlagen mir vor, mit ihnen im Mondschein auf dem Strande längs der prächtigen, schwarzen Palmen spazieren zu gehen.

Sie sind aus Smyrna und Brüder; in der Heimat leben noch zwei jüngere Brüder. Ihre Verbannung, die schon vor neunzehn Monaten begann, soll noch zwei Jahre dauern. Einmal im Jahr löst ein türkisches Schiff die Garnison ab, und in fünf Monaten wird dies Schiff sie wieder heimwärts führen. . . .

Plötzlich Leichengeruch! . . . Oh! wir nähern uns dem toten Kamel, dem einzigen Bewohner des Strandes; beim Scheine der Mondsichel er-

kennen wir undeutlich seine Lage und die todesstarre Gebärde. — Rasch machen wir kehrt.

„Es sind noch keine sieben Tage, daß es hier zusammenbrach,“ sagten sie, „und schon haben die Hunde und Schakale es fast aufgefressen.“

Ich verspreche den beiden Brüdern, morgen abend wieder zu ihnen an den Strand zu kommen, um von der Heimat zu reden. Dann kehre ich in mein Zelt zurück und lege mich nieder, ohne Schlaf zu finden, denn von Minute zu Minute erwarte ich die Ankunft des Scheiks, der über unser Los entscheiden soll.

XXV.

Mittwoch, 14. März.

Gegen drei Uhr des Morgens höre ich ein Trompetensignal auf der türkischen Feste, — ein dünnes, zitterndes, schleppendes, fremdartiges Blasen, das in die frische, stille Nacht hinaus klingt. . . . Oh! wie erinnert es mich an die Trompeten von Stambul! . . . Ich weiß, was diese Klänge bedeuten; wir sind im Ramadan, und den Gläubigen soll damit kundgegeben werden, daß die Stunde des Gebetes und Fastens wieder gekommen ist.

Bald darauf beginnt in der Ferne ein Trommler ein Tam-Tam aus trockenem Holz zu schlagen. Dann nähert er sich unserm Lager und umkreist es. Oh! wie traurig und wild klingt es in die stillen Nächte hinein, wo die ganze umliegende Wüste die Klänge mit verlängerten Echos zurückschickt. . . . Langsam folgen sich die Schläge, drei um drei, plan! plan! plan! — plan! plan! plan! Der langsame, fremdartige Rhythmus ergreift uns mit seltsamem Schauer. . . .

Mohammed Jahl! Ohne Zweifel, nur er kann mit solcher Musik kommen!

Ich trete aus meinem Zelte und frage die Wächter:

„Was ist los?“

„Nichts,“ antworten sie, „es ruft zum Gebet wegen des Ramadan, wie vorher die Trompeten“. . . .

Plan! plan! plan! — plan! plan! plan! —

Zweimal machen diese Klänge dürren Holzes die Runde um unsere Zelte, dann hören wir sie aus den schwarzen Pfaden der Oase, wo sie bald verhallen. . . .

Wieder vergeht eine Stunde. Ich höre deutlich Kamele trampeln, ich höre, wie man sie mit dem Rufe Cs! Cs! niederknien heißt, wie Leute absteigen, sich nähern, wie unsere Wächter höfliche Salamaliks mit ihnen austauschen, — indes eine Stimme leise und verwirrt den Namen „Mohammed Jahl“ ausspricht. Dieses Mal ist er es wirklich! und ich erwarte jeden Augenblick, meine Zelttüre werde sich öffnen. . . . Aber plötzlich vom Schlaf überwältigt, verliere ich das Bewußtsein des Lebens. . . .

XXVI.

In der Tat, es war Mohammed Jahl; allein er hatte das Zartgefühl so weit getrieben, nicht zu erlauben, daß man mich seinetwegen im Schlaf störe. Von unserem unerwarteten Verdruß durch den Führer unterrichtet, hatte er sich den alten Gebrauch, während des Ramadan die ganze Nacht zu wachen, zunutze gemacht und schon des Morgens um drei Uhr den Kaimakam aufgesucht, um unsere Sache — übrigens ohne Erfolg — zu verfechten.

Unser Führer und Dolmetscher, der mir dies alles berichtet, fügt hinzu, daß der große Scheik jetzt — acht Uhr morgens — um Zulaß bitte.

*

*

*

Er tritt mit ausgestreckter Hand und lächelndem Munde ein, gefolgt von zwei jungen Leuten, seinem Sohn und seinem Neffen.

Er nimmt den angebotenen Sessel an und setzt sich mit der Grazie eines vornehmen Herrn, indes ich meinen beiden Reisegefährten mitteilen lasse, daß der Knecht Ruprecht der Wüste bei mir sei.

Ein feines, prächtiges, altes Räubergesicht mit grauem Bart und grauen Augenbrauen, ein Kameenprofil. Funkelnde Augen, die von einer Sekunde zur andern bald gebieterisch und grausam, bald einschmeichelnd und sanft glänzen. Er trägt ein rotseidenes, mit gelben Flämmchen übersätes Brussagewand, dessen weite Ärmel fast bis zur Erde reichen, über diesem ersten Kleidungsstück ein grobes sand- oder staubfarbenes Beduinenhemd und darüber wieder einen Waffenrock aus Schafspelz. Auf dem Kopfe trägt er einen in langen Falten herabhängenden Kuffi (Schleier) aus dicker Seide von Mekka, der um die Stirne mit einer Krone aus goldener Schnur mit schwarzen Troddeln befestigt ist. Seine sehr kleinen, bloßen Füße stecken in Ledersandalen; seine kleinen Kinderhände spielen mit dem üblichen Stock in Form eines Lotusblattes, mit dem die Kamele gelenkt werden. Sehr zuvorkommend, außerordentlich vornehm, hin und wieder mit einem Herrscher- oder Zornesblitz in den scheuen, unstäten Augen, die unseren Blicken ausweichen, aber sobald er sich unbeachtet glaubt, sich durchbohrend auf uns heften.

Er ist so, wie ich ihn mir vorstellte, wie ihn fünfzig bis sechzig Jahre des Straßenraubes gebildet haben. Neben ihm scheinen die beiden ihn begleitenden jungen Leute harmlose, folgsame, zitternde Kinder.

Er heißt mich willkommen, drückt sein Erstaunen über des Kaimakams Eigensinn aus,

sein Bedauern, uns nicht in Petra empfangen zu können.

„Aber,“ sage ich, die Sache beschleunigend, „könntest du uns nicht anscheinend nach Suez begleiten, — und dann nach zwei Tagemärschen . . . wer erführe es?“ . . .

Hier unterbricht er mich, meine Hand ergreifend, und über sein bewegliches Auge zieht der wehmütige Ausdruck eines gefangenen Raubtieres.

„Ach,“ erwidert er, „früher! . . . ja früher! Da war ich der Herr! Aber jetzt sind die Türken gekommen; weißt du! — und seit einem Jahre habe ich mich unterworfen, habe diesem Kaimakam mein Wort gegeben, ihm zu gehorchen.“ . . .

Daraufhin wird mir klar, daß wir jede Hoffnung aufgeben müssen.

Unnütz, noch mehr in ihn zu dringen, denn das gegebene Wort, — das bei uns in den fortgeschrittenen Abendländern so wenig gilt, — ist für die Räuber der Wüste etwas Geheiligtcs.

*

*

*

Dann schlägt er mir vor, nach Ägypten zurückzukehren, nicht wieder über den Sinai, sondern auf dem Wege der Mekkapilger (Nakel und die Wüste Tih), der nur zehn Tage erfordert, und zwar mit seinem Geleit, das er für uns ausgerüstet hat und das heute abend aus Petra eintreffen soll.

„Schicke,“ sagt er, „deine Leute und deine Kamele fort, und reise mit den meinen, die viel besser sind!“

Ich nehme es dankend an; das Anerbieten abzuschlagen, hätte übrigens keinen Wert, da wir einmal in seinen Krallen sind.

Also ist es beschlossene Sache, und wir haben nur noch über Nebendinge zu verhandeln. Zunächst über den Mietpreis der Tiere und Menschen, wobei er sich als recht anständig erweist; ferner die Frage unseres Lösegeldes.

„Früher,“ sagt er, „wenn Fremde durch Petra zogen, erhob ich zwölf Pfund in Gold für je eine Person; ich verlange nur sechs für Euch, die Ihr mein Gebiet nur streift“. Dies Entgegenkommen ist tadelloß, und wir scheiden voneinander mit sehr herzlichem Händedruck und als beste Freunde der Welt.

*

*

*

Nun müssen wir die armen Beduinen verabschieden, die uns bis heute geleitet haben. Sie sind übrigens darauf gefaßt, da sie um meine Unterhandlungen mit dem Scheik von Petra wußten. Ihre Vorbereitungen sind getroffen, ihre Schläuche an der frischen Quelle der Oase gefüllt, und sobald sie entlassen sind, kommen sie herbei, um uns die Hände zum Lebewohl zu küssen, denn sie haben es eilig, den hiesigen Gefahren zu

entrinnen. Im Ganzen waren es brave, ziemlich verlässliche Leute aus der weniger ungastlichen Wüste Sinai, und als wir sie auf dem Sande aus den Augen verlieren, ist es uns, als zerreiße ein letztes Band zwischen uns und der Welt.

*

*

*

Morgen früh also sollen wir mit den zwanzig Leuten und den zwanzig Kamelen des alten Jahl nach Ägypten zurückkehren. Der Gedanke, wieder in Kairo zu erscheinen, ist uns besonders ärgerlich.

Was werden die Freunde sagen, die uns auf dem Wege nach Abenteuern glaubten, wenn wir, wie unbesonnene Spaziergänger, aus Mangel an den nötigen Papieren per Schub zurückgebracht werden! Wahrlich, wir können uns nicht dazu verstehen! Auf jede Gefahr hin werden wir unterwegs versuchen, die Leute von Petra zu bestechen, damit sie mit uns nach Palästina umkehren. — Doch welch gefährliches Spiel! Wir setzen uns allen möglichen, lächerlichen Verwickelungen aus, wenn wir das Verbot eines offiziellen Vertreters der Türkei übertreten.

Ratlos sitzen wir im Zelte, in das der glühende Chamsin Sand und Fliegen weht. Der Tag zieht sich peinvoll und schwer hin; unterdessen bevölkert sich die Oase und besonders unsere unmittelbare Umgebung auf seltsame Weise. Be-

waffnefe Strolche, die immer näher an unseren Leinwandwänden herumstreichen, Beduinen mit scharfem Profil oder Neger mit plattgedrückten Gesichtern, alle die umherirrenden Hungerleider, die Räuber aus der nahen Wüste, herbeigelockt durch unsere Lebensmittel und unser Gold, umkreisen uns, wie Fliegen die Speisen; dazu treibt der Südwind noch große, gelbe Heuschrecken herbei. . . .

*

*

*

Dank dem alten Jahl entwickeln sich nachmittags neue Unterhandlungen zwischen unserm Lager und dem Hause mit dem Palmendache, wo der Herr über unser Schicksal wohnt. Boten kommen und gehen durch das erstickende Gäßchen mit den Erdmauern und erwecken neue Hoffnung.

Der Kaimakam bedauert, uns so großen Verdruß zu bereiten. Daß er uns über Petra ziehen läßt, ist unwahrscheinlich, schon aus Furcht, die Verantwortung gegenüber seiner Regierung und auch der unsrigen zu übernehmen. In der Tat wäre es in diesem Augenblick zu gewagt, selbst nach Aussage Mohammed Jahls, der nur bis zur Grenze seines Bereichs für uns eintreten kann und mit einer gewissen Besorgnis von den kürzlichen Schlachten bei Kerak und Tafileh spricht.

Doch läßt er uns vielleicht direkt nach Gaza

ziehen und die Wüste Tih in der Mitte durchqueren; eine Reise von zehn bis zwölf Tagen in Gegenden, die noch viel weniger betreten sind, als die von Petra und dem Toten Meere. Allerdings unter der Bedingung, daß ein türkischer Offizier und zwei Soldaten uns begleiten, deren Kamele, Nahrung und nötigenfalls auch Lösegeld wir bezahlen müssen. Diese letzte Bedingung beweist, wie wenig er uns traut, daß er einen gewissen, uneingestanden Verdacht hegt, wir könnten Spione sein, namentlich, weil wir so dringend darauf bestehen, ohne besondere Erlaubnis das Gebiet zu bereisen, dessen Zutritt verboten ist und in dem die Türkei gerade ihre Kriegshandlungen begonnen hat. Man kann ihm deshalb nicht grollen, zumal die Wüste von Petra an sich nichts bietet, was unsere Hartnäckigkeit rechtfertigen könnte.

Gegen Abend scheint alles in Ordnung zu kommen. Der Kaimakam, der wegen des Ramadans nicht zu sprechen ist, läßt uns bitten, bis zum Abend zu warten, da er durch Gebet und Fasten sehr entkräftet sei. — Wenn er wieder etwas gegessen und ein wenig Kaffee getrunken hat, werden seine Gedanken klarer geworden sein, um irgendeinen Beschluß in unserer Sache zu fassen. Wir sind jetzt beruhigter, und der Weg nach Palästina durch die Wüste scheint sich endlich für uns zu öffnen.

*

*

*

Bei Sonnenuntergang gehe ich mit Leo an das verödete Meer, um zu baden. Die Strolche mit den Hirschfängern, die wir durch unsere Anwesenheit in die Oase gelockt haben, weichen nicht mehr aus dem Umkreis unserer Zelte. Die Pfade des Palmenhains sind wie gewöhnlich menschenleer, ebenso der Strand längs des ewig blauen Meeres am Fuße der ewig rosigen Berge.

Wir gehen bis zum Rand der Oase, wo die großen, prächtigen Dattelpalmen aufhören und an ihre Stelle schwächliche Gruppen verkrüppelter Palmen treten, die sich in weiten Abständen im Wüstensande verlieren.

Nach unserm Bade, während wir uns ausgestreckt im Schatten der letzten Bäume trocknen, hören wir plötzlich hinter uns leises Getrippel. Wir spitzen die Ohren: etwa hundert Schafe umringen uns. Bald erscheinen auch die Hirten; es sind ihrer zwei, zwei türkische Soldaten in Uniform, bis an die Zähne bewaffnet, das Repetiergewehr auf der Schulter, Revolver und Patronen im Gürtel; — bekannte Gesichter, die mich lächelnd begrüßen. . . . Ach! meine Freunde von gestern abend, die Verbannten aus Smyrna, Hassan und Mustapha, die beiden Brüder. Es gehört, wie es scheint, zum Dienste, die Herden der Festung auf die Weide zu führen.

„Sind denn eure Schafe so böse, daß ihr so bewaffnet sein müßt?“ —

„Oh! nicht wegen der Schafe,“ antworten sie, „nein, wegen der Beduinen. Die Gegend

ist unsicher, schon eine halbe Stunde von Akabah fängt man an, den Hals abzuschneiden.“

Sie treiben ihre Schafe mit Hirtenrufen zusammen, um sie in die Hürde zurückzuführen, und ich verspreche ihnen, heute abend, zwei Stunden nach dem Mohgreb, zum letztenmal am Strande mit ihnen zu plaudern. . . .

*

*

*

Um acht Uhr, schon bei Nacht, glänzt eine große Laterne in der Gasse auf und kommt auf unsere Zelte zu. Der Kaimakam läßt mich bitten, mit dem Scheik von Petra bei ihm zu sprechen. Hoffnungsvoll gehen wir hin.

Zuerst tritt der alte Scheik ein und setzt sich; dann nehmen wir ernst Platz in dem Saal aus getrockneten Lehmwänden, den eine in einer Nische stehende Laterne nur spärlich beleuchtet. Der Kaimakam, der trotz der Hitze seinen Pelzkaftan trägt und wirklich durchs Fasten recht ermüdet aussieht, reicht uns die Hand zum Willkommen, ein Neger bringt Zigaretten und Kaffee in chinesischen Tassen. Nach den üblichen Höflichkeiten tritt wieder Schweigen ein.

Die Tür öffnet sich wieder und läßt ein Stück Himmel erblicken, auf dem sich schwarze Palmen bewegen, zwischen deren Kronen ein Stern blinkt. Dann treten mehrere Personen schweigend und mit majestätischer Langsamkeit ein: graubärtige Greise im Pelzkaftan, den Kopf in Schleier aus

Mekka gehüllt; strenge, unerbittliche Gesichter, die beim ersten Anblick schön wie Prophetengesichter erscheinen, aber mit scharf gebogenen Nasen und Adler- oder Geieraugen. Dem Empfang nach, den ihnen der Kaimakam bereitet, müssen es Honorationen der Wüste sein, die man berücksichtigen muß. Ihre Geschäfte werden jedoch nach den unsren erledigt, denn man bittet sie, sich abseits, fast ins Dunkle, längs der Wand zu setzen, wo sie eine ernste Zuschauerreihe bilden, indes unser Los unter dem alten Palmendache entschieden wird.

Endlich spricht der Kaimakam mit sanfter, vornehmer Stimme. Mit tausend Umschweifen gibt er die Möglichkeit zu, direkt nach Palästina zu reisen; — allein seine Unschlüssigkeit, seine Befürchtungen . . . Oh! diese orientalische Langsamkeit! . . . Die Verhandlung wird in türkischer Sprache geführt; unser Führer liegt auf den Knien vor dem Kaimakam, in zugleich bittender und schmeichlerischer Haltung, um das entscheidende „Ja“ zu beschleunigen, das uns die Erlaubnis zur Fortsetzung unserer Reise geben soll. Endlich, nach einer halben Stunde, läßt sich der Kaimakam herab, es auszusprechen! Wir sind gerettet, denn er hat, wie jeder Orientale, nur ein Wort.

Es ist nur noch nötig, unsere Namen und den seinen auf türkisch und französisch zu unterschreiben, verschiedene Einzelheiten zu ordnen. Dann nehmen wir vergnügt Abschied nach den zwei sorgenvollen Tagen.

*

*

Draußen finden wir die wunderbare Nacht, die Nacht, wie sie hier stets ist. In meinem gespenstischen weißen Schleier schreite ich über den dunklen, lautlosen sandigen Pfad, um meinen letzten Abend am Strande des öden, vom zunehmenden Monde beleuchteten Meeres zu verbringen. Meine beiden Freunde, die Hirtensoldaten, erwarten mich schon lange und haben schon beinahe die Hoffnung verloren, daß ich noch käme. Wir plaudern in der tiefen Stille von der türkischen Heimat, von Stambul oder Ismir, während wir dicht am Rande des spiegelnden Wassers einherschreiten, alle hundert Schritt stehen bleiben und einen Umweg machen, um das tote Kamel zu vermeiden, so oft unser Spaziergang uns in seine Nähe führt. Fernes Trompetenblasen ruft sie zurück. Es klingt traurig, langsam und sehr hell, wie die Stimme des Muezzin. Rasch müssen sie zur Festung laufen; im Forteilern zeigen sie mir noch einen Pfad, der sich im Dunkel der Bäume verliert: „Gehe hier geradeaus, und bald bist du an deinem Zelte“.

Ja, bald bin ich verirrt und allein in der Finsternis. Das Gehölz, obgleich nicht sehr groß, ist nach allen Richtungen von unnötigen Mauern durchschnitten; jeden Augenblick gelange ich zwischen den alten baufälligen Mauern in Sackgassen! Niemand weit und breit! Nur weiße Knochen und Tierschädel, die in dem unbestimmten Mondschein, den die Palmen durchlassen, weiß leuchten.

Es muß fast Mitternacht sein, sehr spät für Akabah. Endlich bin ich in einen Friedhof geraten, ich weiß nicht wie, und die Wölbung der großen, schwarzen Wedel breitet sich nicht mehr über mir aus; von hier kann ich etwas weiter ausblicken und mich zurechtfinden. . . .

Ein richtiger Wüstenfriedhof in dem alles bedeckenden, ewigen Sande, der im Mondlicht unbestimmt rosa leuchtet. Der Boden, die wüsten kleinen Gräber, wie Kamelsättel geformt, verschwimmen in der gleichen blassen Lachsfarbe. Man erkennt nichts, was hervorragt und worauf der Blick haften könnte; wie alle Dinge dieses Landes, sobald die Nacht sie umhüllt, hat der Friedhof etwas Unbestimmtes, wie durch einen rosa Gazeschleier gesehen. . . .

Ein Tier, das in einer Ecke ich weiß nicht welche entsetzliche Mahlzeit hält, entflieht mit schaurigem, leisem Kläffen — ein Hund oder ein Schakal. — Das bedrückende Palmengehölz, das ich hinter mir ließ, tritt zurück und steht wie eine Wand da. Ich erblicke jetzt die unendliche Weite, die wieder wie ein Traumbild daliegt. Über den Friedhofsmauern mit ihren weichen Umrissen stehen, gleichfalls sehr weich gezeichnet, die Dünen, und viel höher noch türmen sich die fernen Granitberge in allmählicher rosafarbiger Steigung bis zu der Mondsichel am Himmel. Der Sinn für die Perspektive schwindet, als sei die Erde in Dunst verwandelt und habe sich erhoben, um umzukippen. Trotzdem dauert das unsichere

Gleichgewicht fort; alles bleibt unbeweglich, in unendlicher Stille und Ruhe auf ewig erstarrt. Immer wieder flößen Wüste und Islam eine düstre und doch köstliche Bangigkeit ein, die menschliche Worte nicht beschreiben können. . . .

Das Tier ist noch da, es huscht um die Gräber, duckt sich aus Furcht vor mir und kläfft immerfort, weil ich es gestört habe: — eine schleppende Klage in schriller Tonfolge tönt aus der grausigen, leichenfressenden Kehle. . . .

*

*

*

Endlich entdecke ich dort unten meine Zelte, eine Art weißer Kegel, zwischen den undeutlichen Mauern aus roter Erde, und da der Friedhof keinen andern Ausweg hat, so steige ich über die Mauer, um den Weg abzukürzen. Die Mauer aus Kiesel und getrockneter Erde stürzt unter meinem Gewicht mit großen Staubwolken und lautem Gepolter zusammen, und eine zwei bis drei Meter breite Öffnung klafft auf. Ich nehme Reißaus, so schnell ich kann, aus Furcht, Beduinen könnten herbeieilen und empört über diese Entweihung, den Friedhofschänder strafen. . . .

*

*

*

Im Lager finde ich alle unsere Leute auf den Beinen. Diener, Köche und Dolmetscher sind furchtbar aufgeregt und entsetzt, denn die

Beduinen der peträischen Wüste sind mit den Kamelen angekommen, haben sie nach Mitternacht mit dem Säbel in der Hand aus dem Schlafe geweckt und sich mit Gewalt ein Nachtessen von unseren besten Vorräten bestellt, zu dem sie sogar die hungrigen, herumlungernenden Strolche einluden.

„Es sind Teufel, Teufel, alle sind Teufel!“ schreien unsere Leute und kochen mit Wut im Herzen an großen Feuern, die sie angezündet haben, um unsere Hühner und Lämmer zu braten.

Bestohlen, geplündert, ausgebeutet zu werden, das war vorausgesehen. So lange man uns nicht persönlich angreift, müssen wir alles geschehen lassen und ruhig zu Bette gehen, nachdem wir der ganzen Gesellschaft mit gönnerhaftem Lächeln guten Appetit gewünscht haben . . .

XXVII.

Donnerstag, 15. März

Plan! plan! plan! — Plan! Plan! Plan! . . .
Schon um drei Uhr morgens, in der hallenden Frische, vernehme ich wieder den langsamen, traurigen Klang der kleinen Holztrommel auf den dunklen Pfaden der Oase. Auch unser Lager umkreist sie, um denen, die zu Mohammed gehören, zu verkünden, daß der Fasttag wieder beginnt.

Mich, der so spät einschlief, weckt die Trommel etwas früh, und ich habe nun Zeit, an den kommenden arbeitsreichen Morgen zu denken, an unsere Abreise, die jedenfalls mit den unbekannten Beduinen und den Kamelen meines neuen Freundes recht schwierig sein wird.

Kaum ist die Sonne aufgegangen, so hat sich schon in der Nähe des Lagers eine aufgeregte, brüllende Menge eingefunden. Zuerst die Kameltreiber, die wir von Mohammed Jahl erbat, dann viele andere, unnütze Gestalten, die dem großen Banditen aus dem Innern gefolgt sind, in der Hoffnung, etwas von uns zu erbeuten. Unter den seidenen Kuffis und wollenen Schleiern lauern

finstre Gesichter mit funkelnden, bösen Augen. Überall in der erregten Menge glänzt gelbes oder rotes Kupfer. Alle Männer sind mit Waffen und Amuletten behangen: Taschen, die geheimnisvolle Schriften enthalten, lange, schmale, durch die Scharmützel der Wüste abgenutzte Flinten, lange, vom Vater zum Sohn vererbte, an gemordeten Menschen und Tieren schartig gewordene Dolche.

Den Mittelpunkt des Gebrülles bildet unser Zelt, das die Reisevorräte birgt; dort sitzt ein Kreis von Männern, den ein Kreis Stehender umringt. Alle streiten sich wütend, packen sich an Armen und Händen oder an der Stirn, um sich die Todesdrohungen noch dichter ins Gesicht zu schleudern. In ihrer Mitte erkenne ich Mohammed Jahl, in der Hand den Kamelstock wie ein Szepter hehend; er brüllt wie ein alter Löwe, gebieterisch und schrecklich, und wirft grimmige Blicke unter dem schönen, mit Goldschnüren befestigten Schleier hervor. Die in Lumpen gehüllten Leute um ihn sind Honoratioren der Wüste, unter die er unser Lösegeld verteilt, so viel wie möglich für sich behaltend. Ich sehe, wie die Goldstücke fünf bis sechs Mal von Hand zu Hand wandern und wie sie jedesmal wieder einer dem andern mit gekrallter Hand entreißt.

Nebenan bilden die Araber von Akabah, unsere Wächter in der Nacht, eine wütende Gruppe um unsern Dolmetscher und verlangen übermäßigen Lohn für die drei Nachtwachen. Andere verlangen

etwas anderes; einer, der vorgestern sein Kamel zu dem Ritt nach Petra geliehen hat, ein zweiter der den Brief an den großen Scheik geschrieben hat, und ein dritter, der unsere Fässer an der Wasserstelle gefüllt hat. . . . Immerfort erscheinen neue Gesichter; dieser will ein Schaf verkaufen, jener uns mit Gewalt und mit der Waffe in der Hand ein Huhn aufdringen, und das alles um Preise wie in einer belagerten Stadt. — Immer näher drängen sie an unsere Leute heran und packen sie an, als wollten sie ihnen die Kleider vom Leibe reißen. Die Stunde vergeht, nichts geschieht und Goldstück um Goldstück verschwindet.

Keiner der türkischen Soldaten, die uns hätten beistehen können, läßt sich blicken, und der Kaimakam, dessen Unterschrift für den Abreise-schein wir mit banger Ungeduld erwarten, — schläft! Wir sind im Ramadan; Fasten und Gebet haben ihn geschwächt. Er ruht in seinem palmen-gedeckten Häuschen, und seine Soldaten wagen ihn nicht im Schläfe zu stören.

Unsere Kamele liegen vor Erschöpfung wie tot, den langen Hals ausgestreckt, auf dem Sande. Unser Führer, der sie betastet hat, behauptet, sie hätten schon wenigstens acht Tage nichts gefressen und würden den heutigen Marsch schwerlich aushalten.

Noch zeigt die Menge Achtung vor unserer Person und wendet sich nur an unsere Leute; doch es erscheinen immer neue, ausgehungerte,

finstere Gestalten, und das laute Geschrei wird immer wütender.

In einem Moment, als mich eine Gruppe zu eng eingeschlossen hat und ich mich bemühe, so kaltblütig und lächelnd wie nur möglich zu bleiben, eilt Mohammed Jahl mit erhobenem Stock heran; ein einziger kurzer, wütender Befehl sprengt den Kreis. Dann ergreift er meine Hand und führt mich mit der größten Ruhe und der Vornehmheit eines Edelmannes weiter, mit der Bitte, mein Dromedar auszuwählen. Oder vielmehr will er selbst die Wahl treffen, um sicher zu sein, daß ich das beste bekomme. Er untersucht sie alle, läßt meinen Sattel und meine Flinte auf mehreren probieren. Mir gefällt eine weiße Kamelstute, die ich sauber und schmuck finde, allein er weist sie mit verächtlichem Achselzucken zurück und richtet sein Augenmerk auf ein junges Tier, das nun mit großen Peitschenhieben aufgerichtet wird und auf dem ich entschieden reiten werde. Es gleicht einem Strauß, so fein und schmal sind Hals und Beine. Es ist in der Tat sehr elegant und so schön, wie ein Kamel nur sein kann; dabei hat es die Farbe der Wüste, ein warmes, etwas rosafarbenes Grau, wie die ganze Gegend.

Brennende, herrliche Sonne strahlt über der Oase und scheint sengend auf das Getümmel des Lagerplatzes herab. Durch die Palmenwand schimmert das blaue Meer, von den langen, schlanken Stämmen durchschnitten, wie hinter einem Gitter. Unsere Zelte, Teppiche, Sättel, unser Ge-

päck, alles liegt auf dem Sande umher, und die brüllenden, hageren Männer mit den langen Flinten und Messern trampeln darauf herum, recken die Arme gen Himmel und gebärden sich wie toll. Auch Hunde rotten sich zusammen, Schafe und Ziegen, — und alle Kinder Akabahs, die kleinsten und drolligsten, teils splitter nackt, andere, deren zu lange Burnusse im Sande nachschleppen, Gesicht und Augen voller Fliegen. Es sind prächtige Gestalten darunter, von muskulösem Wuchs und mit schwarzen, feurigen Augen.

Der Chamsin weht, und auf die erregte Menge, auf ihre Lumpen, auf das glänzende Kupfer ihrer Waffen, auf das Geschrei, die Gebärden, die Begehrlichkeit, die Drohungen lassen sich Schwärme großer, gelber Heuschrecken wie prasselnder Hagel nieder.

*

*

*

Unterdessen scheint der Kaimakam erwacht zu sein, und sein Entschluß ist während des Schlafes nicht wankend geworden. Allah sei gelobt; er erlaubt uns wirklich, nach Palästina zu reisen. Die Abreisescheine, die Verträge mit Mohammed Jahl werden in seinem alten Häuschen dort unten langsam und bedächtig auf arabisch geschrieben.

Man beginnt unsere Kamele zu beladen, allein wir sehen voraus, daß es nur langsam geschehen

wird. So oft eins bepackt und zum Abmarsch bereit ist, eilt ein Bewaffneter mit Raubtieraugen und weißen Zähnen herbei und wirft unter Schelten und Fluchen wieder alles herunter.

Manchmal stürzt Mohammed Jahl, den ich in den Gruppen an seinem erhobenen Kommandostab unterscheiden kann, wie ein Widder auf mich los, um mich wegen irgendeiner von unserem Führer begangenen Ungeheuerlichkeit als Zeugen anzurufen. Er wollte aus Sparsamkeit die Karawane um ein Kamel verringern; er knauserte wegen des Preises eines Schafes, oder er gab diesem und jenem nicht die versprochene Belohnung. Jedesmal soll ich dem alten Scheik zum Ort des Streites folgen. . . . Sobald er sich jedoch an mich wendet, werden seine Blicke und Gebärden milder. Meine Hand in seiner sehr kleinen haltend, führt er mich mit großer Ehrerbietung und ausgesuchter Höflichkeit hin. . . .

*

*

*

Endlich, endlich ist alles beschlossen, geregelt und unterzeichnet. Alle sind einig.

Meine Reisegefährten sitzen schon auf ihren Dromedaren und ich will das meine mit seinen Ibisbeinen besteigen, als jemand herbeieilt und mir meldet: der große Scheik wünsche mich nochmals zu sprechen. Ich kehre um und suche ihn in der Menge. Zudem wollte ich mich vor dem Aufbruch ja noch von ihm verabschieden.

Ganz unten auf dem Platze sehe ich ihn aus der kleinen Gasse des Kaimakam sehr aufgeregt, wütend und mit fürchterlichem Blicke erscheinen; zwei andere Greise halten ihn rechts und links bei den Händen, zwei alte Scheiks, prächtig anzusehen in ihrem Zorn; alle drei brüllen zugleich und laufen im Schnellschritt wie eine Furiengruppe durch den glühenden Wind, in dem ihre Burnusse und Schleier fliegen. Hinter ihnen laufen andere, wenig Vertrauen erweckende Gestalten in drohender Erregung. . . .

Was gibt es schon wieder, und was wollen sie von mir?

Doch nein! nicht gegen uns richtet sich der neu entflammte Groll. Zum Glück sind wir aus dem Spiele.

Im Gegenteil, sobald sie mich erblicken, bleiben alle stehen, und das Gesicht des großen Straßenräubers besänftigt sich:

„Ach!“ ruft er, „ich wollte dir ankündigen, daß ich dir meinen Sohn Hassan — hier meinen Sohn (er schiebt die Greise beiseite und führt den jungen Scheik an der Hand herbei) zur Begleitung nach Palästina mitgebe. Höre! Du hast dich mir anempfehlen lassen, als du hierher kamst; nun aber empfehle ich dir meinen Sohn an“. Daraufhin fasse ich Hassan an den Schultern, und nach der Sitte der Wüste drücke ich meine Stirn an die seine. Mohammed gibt mir sofort die Umarmung, die ich seinem Sohne gab, zurück, und nun ist zwischen uns, unter dem Beifallsgemurmel

der Umstehenden, ein ewiger Freundschaftsbund geschlossen.

*

*

*

Jetzt sitzen wir endlich alle auf unseren Tieren und sind marschbereit.

Wie es scheint, ist jeder mit unsern Geschenken und unserm Verhalten zufrieden, denn die plötzlich ruhig gewordene Menge ruft uns Lebewohl und Glück für die Reise zu.

Langsam ziehen wir ab, an den letzten kleinen Erdmauern, den letzten Palmen der Oase vorbei. Wir fühlen uns glücklich, nach und nach wieder Stille zu finden und dieser Horde entgangen zu sein, ohne unsere Kleider, den Rest unseres Geldes oder unsere Köpfe eingebüßt zu haben. Es ist fast zehn Uhr; zum Abmarsch brachten wir drei peinliche, ernste Stunden.

In regellosem Durcheinander ziehen wir dahin, jeder für sich in dem Sandmeer zwischen dem elenden Wüstengestrüpp. Für lange Zeit haben wir den Palmen und ihren Schatten Lebewohl gesagt. Der im Sonnenschein funkelnde Boden ist von denselben gelben Heuschrecken bedeckt, die heute morgen wie kleine Wolken über Akabah herfielen.

Ein junger Mann holt mich ein und nähert sich mir lächelnd, um an meiner Seite zu reiten; er streckt den Arm aus, und wir drücken uns von einem Dromedar zum andern die Hand: es



Kamelreiter.

ist mein neuer Freund, der junge Scheik von Petra, der uns nach Palästina begleiten soll.

Der Scheik Hassan hat nichts von seinem Vater; er ist kleiner und hagerer, außerordentlich schlank, und trägt um die Hüften einen sehr eng anschließenden Ledergürtel. Er ist zwanzig bis fünfundzwanzig Jahre alt, dunkel bronzefarben, sein Gesicht und seine Züge sind zart und fein, von spärlichem, schwarzem Bartwuchs umrahmt, häßlich, unregelmäßig und dennoch nicht ohne eine gewisse Anmut, einen fast weiblichen Reiz. Er sieht ebenso schüchtern und sanft aus, als sein Vater herrisch und gewalttätig; trotzdem ist auch er Straßenräuber, wie seine Vorfahren, und Mörder, wenn es sein muß. Er hat schöne Waffen und schöne Amulette. Wie alle seines Stammes, trägt er lange, spitzzugeschnittene Ärmel, die bis zur Erde fallen, wenn er geht, und im Winde flattern, wenn er im Sattel sitzt. Er reitet ein Dromedar in der Art der meinen mit hohen Sumpfvogelbeinen und lenkt es mit sichtlicher Geziertheit, jedoch mit Grazie. Wenn er den Zaum aus schwarzer Wolle straff zieht, bäumt sich das schlanke Tier und verdreht sonderbar den schlangenförmigen Hals; es springt hin und her und verwickelt sich mit den Beinen in die unzähligen schwarzen Wollfransen und Quasten, die von seinen Ohren und Flanken bis zu den platten Füßen herabhängen. Und er, der junge Scheik mit der schlanken Gestalt, sitzt hoch oben auf seinem Rücken, neigt seinen feinen Kopf, wie wenn das Gewicht

seines Schleiers zu schwer sei, und hält mit ausgestrecktem Arm in einer Priesterpose stets gerade vor sich hin den traditionellen Stock, dessen Form an das junge, noch nicht entfaltete Blatt der Lotusblume gemahnt.

*

*

*

Wir sind schon weit fort. Die Oase ist bald nur noch eine grüne Linie am Fuße der rosafarbenen, arabischen Granitfelsen. Selbst das Meer bildet nur noch einen immer schmaleren Streifen von unwahrscheinlichem Blau, der schließlich verschwindet. Wir kommen wieder durch Täler von Asche, an Bergen von Asche vorbei, durch die eintönige, graurosa Trostlosigkeit. Manchmal erblicken wir irgendein schwarzes Loch, das anscheinend bis ins Herz der Felsen reicht und an dessen Eingang Knochenhaufen liegen: es sind Pantherhöhlen, deren Bewohner zu dieser Stunde schlummern und gewiß beim Lärm unserer Karawane ihr gelbes Auge blinzelnd öffnen. Es wird drückend heiß, und vor allem wird es unheimlich. Jedoch nach den Aufregungen und Sorgen Akabahs erscheint uns der wiedergefundene Friede der Wüste köstlich.

Unsere Karawane ist durch den vom Kaimakam befohlenen türkischen Offizier und die zwei Soldaten vermehrt, die gleichfalls Beduinentracht tragen. Auch fünf bis sechs unbekannte

Reisende aus einem Stamm des Nordens haben uns in letzter Stunde gebeten, ihrer Sicherheit wegen sich anschließen zu dürfen.

Wie verschieden ist unser Geleite von den unbedeutenden, harmlosen, in Suez gemieteten Kameltreibern; wie viel weniger elend, wie viel schöner und kräftiger, allein auch wie viel wilder und verschlossener sind diese Leute. Jetzt ist es uns, als ob erst in Akabah der Saum der wahren Wüste sei. . . .

*

*

*

Wir wandern in langsamem Ramadanzuge. Die Leute sind durch religiöses Fasten erschöpft, die Tiere durch gezwungenes Fasten und Gewaltmärsche von Petra her. Wir werden daher heute nur eine kurze Strecke zurücklegen, aber an den folgenden Tagen desto schneller reisen und — „Inschalla!“ — in elf Tagen durch die Wüste Tih nach Judäa kommen.

*

*

*

Unser Nachtlager befindet sich zwischen den Bergen, in einer der tiefen Granitschluchten mit senkrechten Felswänden, in denen die Karawanen gerne verweilen, denn sie sind dort vor starken Winden geschützt und können sich der

Täuschung hingeben, daß die Felsenmauern sie vor nächtlichen Überfällen schützen.

*

*

*

Droben zwischen den Felsen, wo ein Stück Himmel durchblickt, glänzen die sieben Sterne des großen Bären, und der Mond des Ramadan steht hellgolden als halbe Scheibe am Zenith. Die stets wunderbare Nacht mit ihrer außerordentlichen Durchsichtigkeit ist herabgesunken. Alle Dinge sind erstaunlich deutlich und doch von der Unbestimmtheit des Traumes.

Unsere ganze Karawane ruht beisammen aus. Die Leute sitzen in kleinen selbstgewählten Gruppen um das Feuer, hier die Türken, dort die Beduinen von Petra; dort unsere Syrier und anderswo die fünf Unbekannten. Etwa dreißig Kamele schlafen kniend zwischen den Männern.

So lagern nahe und entfernte Gruppen staffelförmig hintereinander bis zur Mündung des dunklen Ganges, der uns herführte. Etliche sind auf die verschiedenen Höhen gestiegen, die Felsen als prächtiges Fußgestell wählend, und die lustigen Flammen beleuchten die finstren Gesichter und die weißen Zähne, die glänzenden Säbel, die langen Burnusse, die majestätischen Stellungen oder das affenartige Niederkauern und das Durcheinander der nackten Glieder.

Heute ist der Tag, wo unter der Asche das

Brot für die ganze Woche gebacken wird — steinhartes Brot ohne Sauerteig —; daher ein viel stärkeres Feuer als gewöhnlich, prächtige Flammen aus wohlriechenden Zweigen!

Man braucht so viel Feuer zum Backen der Brote, solch hohe, rote Flammen, daß die über uns hängenden Granitfelsen in roter Glut in den eben noch leuchtenden Himmel ragen, der jetzt schwarz und sternenlos scheint, wie eine große Schattenwölbung, an der sich ein blasser, erloschener, bläulicher Mond bis in die fernsten Tiefen zurückgezogen hat.

Wir erfüllen diesen einsamen Winkel, worin vor uns reine Luft wehte, mit allerlei Beduinengerüchen, dem Moschusgeruch der Kamele, den Ausdünstungen der Menschen, dem Wohlgeruch der türkischen Pfeifen und der brennenden Zweige.

*

*

*

Das Brot ist gebacken, die Feuer sind erloschen und mit ihnen die Felsen, die wieder schwarz emporragen. Der blasse Mond macht seine Rechte geltend und sendet sein goldenes und silbernes Licht wieder herab. Eine plötzliche Wandlung, ein neues Zauberbild für unsre Augen, die vor gesunder Müdigkeit zufallen wollen.

In den schwächtigen Sträuchern, in den unsichtbaren, abgeweideten Pflänzchen zirpen die Grillen ihr Frühlingslied, das wir zum erstenmal in Arabien hören.

Vor dem Einschlafen kommt die Stunde des Gebets. Alle Männer erheben sich; die Beduinen von Petra wie die andern blicken nach dem so nahe gelegenen Mekka und rufen einstimmig den Gott der Wüste an. . . . Alles verschwindet vor der Hoheit und Majestät dieses Gebetes inmitten der mondbeschiedenen Felsen. . . .

XXVIII.

Freitag, 16. März.

Heute, wenn wir die Berge überschritten haben, an deren Fuß wir gestern rasteten, kommen wir in die große Wüste Tih, eine nach Aussage unserer Kameltreiber unendliche Einöde, die flach wie das Meer sein soll und voller Luftspiegelungen. Über die Bewohner dieser Wüste besitzen wir folgende Beschreibung von Isambert und Chauvet in ihrem „Führer durch das peträische Arabien“:

„Die Araber der Wüste Tih zählen zu den wildesten und unzugänglichsten unter den Beduinen. Alle sind plünderungssüchtig, und ihre Raubzüge, welche an die der Amalekiter erinnern, erstrecken sich bis in die syrische Wüste, bis in die Nähe von Palmyra“.

Die Amalekiter, denen die Hebräer so viele Schlachten lieferten, waren in der Tat die Vorfahren der wenigen Stämme, denen wir auf unserem Wege begegnen werden, und wahrscheinlich sind ihre Gesichter, ihre Tracht und ihr Gebaren noch die gleichen; denn hier ist das unwandelbare

Land, der in seinen Träumen und in seinem Staube ewige Orient.

*

*

*

Heute früh also müssen wir die Gipfel der Kette des Dschebel Tih erreichen, um hinüber in die Wüste der Amalekiter zu gelangen.

Die Abhänge sind für unsere beladenen Kamele sehr steil, und die Abgründe werden tiefer und tiefer.

Zu unserer großen Überraschung treffen wir hier eine Art Straße, die sich zu den düsteren Höhen emporschlängelt; rohe, von Menschenhand geordnete Steinblöcke trennen uns von der Tiefe. Über einen ausgetrockneten Gießbach führt sogar eine Brücke, ein einziger roher Steinbogen, aber doch recht unerwartet und befremdend. In diesem Lande, in dem die ältesten Dinge sich besonders gut erhalten und die sehr wenigen neuen sofort die aschgraue Patina der Vergangenheit annehmen, ist es unmöglich, das Alter dieser Brücke anzugeben. War es Balduin I., König von Jerusalem, der sie erbauen ließ, als er Aelana, das jetzige wilde Akabah, einnahm, — oder gar König Salomo, als er nach diesem Aelana zog, das damals Ezeon Geber hieß, um die schöne Königin von Saba zu empfangen? . . . Nein! Dieser steinerne Bogen steht, wie es scheint, erst seit zwanzig oder dreißig Jahren. Die heutigen Araber haben sich entschlossen, die Brücke zu-

gleich mit diesem Scheinbild einer Straße zu bauen, denn hier ziehen die Pilger nach Mekka durch; und alle die aus Westen und Norden kommen, konnten mit ihren Karawanen wahrlich nicht mehr durch diese mehr und mehr eingestürzten und unwegsamen Berge reisen.

In den Schluchten, durch welche wir emporsteigen, fehlt die grüne Natur vollständig, aber Steine gibt es im Überfluß, eine große, düstere Ausstellung geologischer Merkwürdigkeiten. Heute früh führt uns der Weg an fleischfarbenen Sandsteinen vorüber, mit Pflanzenabdrücken, wie beim kostbarsten Achat. Auf allen frischen Brüchen ist zartes Blätterwerk gezeichnet: Farrenkraut oder Frauenhaar. Wir sehen tausende davon; der geringste Felsblock unter den Füßen unserer Tiere ist mit solch feinen Pflanzensilhouetten geschmückt.

*

*

*

Endlich nähern wir uns dem Gipfel. Hinter uns, aus der Vogelperspektive, entfaltet die arabische Wüste ihre unendliche, rosafarbene Öde, und zur Rechten flieht die Wüste von Petra, das düstere Bergland von Edom zurück.

Der Himmel umschleiert sich jetzt, und endlich, gegen Mittag, dehnt sich vor uns eine neue Unendlichkeit aus, tiefer und finsterer, als alles bisher Gesehene. Eine Hochebene in der Höhe der Gipfel, auf denen wir stehen, den geheimnisvollen

Wolken benachbart. Sie gleicht einem Meere, das höher liegt als das Land ringsum und das bei ruhigem Wetter zu ewiger Glätte erstarrt ist. Es ist die Wüste Tih, die Wüste der Amalekiter.

Auf dieser Hochebene, zu der wir nun gelangen, finden wir Pfade, die durch Karawanenzüge seit Jahrhunderten getreten sind und sich zahllos, wie die Fäden eines Webstuhls, in die Ferne verlieren. Sie teilen sich in zwei Bündel, deren eines gegen Westen, das andere gegen Norden zieht. Das erste bezeichnet den Weg der Gläubigen aus Ägypten und dem Moghreb; das zweite, dem wir folgen, ist die Straße der Pilger Palästinas und Syriens.

Dieser ungeheuere Knotenpunkt der Wüste, wo jährlich zwanzig bis dreißigtausend Menschen durchziehen, ist heute leer, unendlich leer, und seine trostlose Größe und Öde ist gleichsam erstarrt unter dem immer düsterer werdenden Himmel. Als gewöhnlicher Halteplatz der Karawanen ist diese Stätte mit Gräbern bedeckt, eine Art kleiner roher Druidensteine, wovon stets zwei auf einem Grabe stehen, einer am Kopf, der andere zu Füßen, der ewigen Ruhestätte der durchziehenden Pilger.

*

*

*

Die Dromedare, durch den weiten Raum be-
rauscht, heben den Kopf, wittern den Wind und
verwandeln ihre saumselige Gangart fast in ein

Laufen. Dieser weite Raum, der sie lockt, ist von schlammgrauer Farbe, der Boden wie von einer riesigen Walze geebnet. Soweit der Blick reicht, ist er gleichförmig und dunkel unter dem noch dunkleren Himmel. Er schimmert fast feucht, und doch ist die ungeheure Fläche nur trockne, rissige Erde mit tausend Porzellansprüngen.

Längs des Pfades bücken sich unsere Kameltreiber, um winzige türkisfarbene Steine aufzulesen, die fast bei jedem Schritt auf dem grauen Boden glänzen; es sind einfach Stücke von den blauen Perlen, womit die Köpfe der Dromedare geschmückt werden. Seit dem grauen Altertum schlagen die Karawanen die gleiche Richtung ein, und so muß die Sitte dieses Schmuckes drei- bis viertausend Jahre zurückreichen. Dieser oder jener von uns aufgelesene Glassplitter, der durch vieles Hin- und Herrollen abgeschliffen ist, kann ebensogut von Salomos oder Mosis Durchzug herühren. Wie seltsam sind diese kleinen, fast ewigen blauen Dinger, die eines nach dem andern in Zwischenräumen von Jahren fielen, und die schließlich wie des Däumlings Brotkrumen die Richtung endloser Straßen bezeichnen.

*

*

*

Beim Vordringen in diese neue Wüste bleibt uns das Bewußtsein der Höhe, weil nur die Gipfel der hinter uns gelassenen Berge am Horizont auf-

tauchen. Jetzt liegen ihre unbeträchtlichen Zackenkämme schwarz unter den dichten Wolkenschatten.

Eine seltsame Wölbung verdichtet sich allmählich über unseren Häuptern. Dicht über uns schweben graue Watteflocken, wirklich dicht, ja fast greifbar scheinend, wenn man sich ein wenig emporheben könnte. Ja, oft scheint es, als hätten Hände diese Watte zur Erde gezogen, um sie auf dem Spinnrocken zu spinnen. Hier und da hängen Fetzen von dunklerem Grau, als ob man sie mit Fingern herabgezogen und gedreht hätte. Das alles erweckt eine unerklärliche Bangigkeit, wie jede seltsame Erscheinung am Himmel.

Wir reiten sehr rasch; unsere jetzt sehr regen Dromedare schreiten mit ihren feinen, langen Beinen weit aus und strecken in dem kalten Höhenwind ihren langen Vogelhals. Hier und da fällt durch einen Wolkenschlitz ein unverhoffter Sonnenstrahl auf uns, wirft einen Augenblick unsern seltsamen Schatten und erlischt wieder, um uns in noch trüberem Lichte zu lassen.

In dieser Ebene von rissiger Erde, glatt wie gespannte Leinwand, nimmt man besser die schlanken Gestalten der Menschen und Tiere, die wilden Umrisse, die Altertümlichkeit der Haltung und Tracht wahr. Unsere neue Karawane kommt viel rascher vom Fleck und ist nicht so schwerfällig, wie die alte: wie wenn sie sich leichter und in ihrem Elemente, in dem weiten, tiefen Raume, der unabsehbaren Leere, fühlte.

Hagere Tiere, hagere Menschen, schlanke Glieder, durch die Entbehrungen der Wüste abgemagert, aber muskulös, voll Kraft und Anmut; sehnige Beine, die da laufen, immerzu laufen, trotz anhaltendem Hunger; nackte Beine und Arme, die sich zum Burnus herausstrecken, wie bronzierte Metallfedern; Flinten und Messer, die klirrend zusammenstoßen; schwarze Wolltroddeln, die hin und her tanzen; geschlitzte Lederriemen, die sich um schlanke Hüften schließen; Amulette und Gehänge. . . .

*

*

*

Einen Augenblick Plauderei mit meinem Kameltreiber:

„Ist es weit bis zu deiner Heimat?“ fragt er.

„Oh ja, sehr weit.“

„Ist es Beyrut oder Cham?“ (Damaskus.)

„Nein, viel weiter noch, hinter dem großen Meere.“

Schweigend denkt er nach, dann richtet er staunende Blicke auf mich.

„Hinter dem großen Meere? Aber wie kommt man über das Meer? Man kann doch nicht auf dem Meere gehen?“

Der Beduine aus Petra hat nur das Meer von Akabah gesehen, auf dem niemals Schiffe fahren. Ich versuche, es ihm begreiflich zu machen: schwimmende Bretter.

„Aber wie kommen diese Bretter vorwärts?“

Es fesselt den ungläubigen Geist übrigens nicht weiter, und die frühere Stille tritt ein.

Nichts geht vor, nichts verändert sich, nichts mehr umgibt unsere staffelförmig durchs Leere ziehenden und wie verlorenen Gruppen. Ungezählt verstreichen die Stunden; wir verändern einfach unseren Platz im Raume.

Mit einem Male schleicht auf dem glatten Boden eine Natter über unsern Weg. Die Kameltreiber töten sie mit Geschrei, und so entsteht während einer flüchtigen Minute überraschender Lärm, der aber sofort untergeht und vergessen ist in der großen Stille unseres schweigsamen, gleichmäßigen Marsches. — Es ist, als ob hohe Kähne uns langsam wiegend dahintrügen, durch ein düsteres Meer ohne sichtbare Ufer.

*

*

*

Am Abend, als wir an irgendeiner beliebigen Stelle unser Lager aufschlagen, taucht drunten am flachen Horizont ein kleiner, von Flinten starrender Trupp auf. Scheik Hassan beobachtet sie, die Hand über die Augen haltend, mit argwöhnischer Miene.

„Sie sind zu Fuß“, sagt er. „Sie haben weder Kamele noch Zelte und Frauen. Folglich sind es Wüstenräuber!“

XXIX.

Sie nähern sich jedoch mit harmloser Miene, und wir beobachten uns gegenseitig. Sie sehen in der Tat recht verdächtig aus, halbnackt unter Lumpen. Fast alle sind noch jung, gut gewachsen, trotz großer Magerkeit, von edler Haltung und Bewegung, aber sie haben Gesichter wie hungrige Wölfe und grausame, leidende Blicke. Sie sind etwa dreißig und wir sind fünfundzwanzig; zudem besitzen wir drei Repetiergewehre und sind folglich mindestens gleich stark; das scheint auch ihre Ansicht zu sein, denn sie gehen vorsichtig im Bogen um uns herum, grüßen, setzen sich auf den Boden und wollen hier anscheinend nächtigen.

Wir rufen ihnen zu:

„Was wollt ihr von uns?“

„Oh! nichts! Wir fürchten uns bloß allein zu sein, wegen der herumstreichenden Räuber, deshalb wollen wir bis morgen früh in eurer Nähe bleiben“.

Sie fürchten sich allein zu sein! Sie, die gar nichts zu verlieren haben. Dazu sind es sechsunddreißig und bis an die Zähne bewaffnet. Wir antworten mit einem Kriegsultimatum:

„Macht, daß ihr fortkommt, und verschwindet vor Einbruch der Nacht aus unserm Gesichtskreis; sonst schießen wir auf euch!“

Sie zaudern eine Minute und lachen höhnisch; dann erheben sie sich, raffen ihre elenden, schon auf den Sand ausgebreiteten Lumpen und Säcke zusammen und ziehen ab wie begossene Pudel.

Sie tun uns leid. Gern schickten wir ihnen etwas zu essen, obgleich es Räuber sind, aber wir haben selbst nichts übrig, denn unsere Leute aus Petra, leichtsinnig wie die Vögel, haben nur etwas Gerstenmehl für das Brot der ersten Tage mitgebracht und kein Trinkwasser. Wir müssen sie daher bis nach Palästina mit allem versorgen.

Die düstere Wolkendecke, die den ganzen Tag auf uns lag, hat sich etwas gehoben und vom Horizont nach Westen gelöst; die riesige, rote untergehende Sonne erscheint in dieser schmalen Öffnung ganz tief am Horizont.

Indes ist der kleine, von Flinten starrende Trupp schon in der äußersten Ferne angelangt. Die Diebe der Wüste sind zu Pygmäen geworden und bald in der flachen Unermeßlichkeit verschwunden. „Es ist nur List, heute Nacht kommen sie wieder“, sagt Hassan, der sie verschwinden sieht. . . .

Jetzt ist die Sonne schon halb hinter der Wüste untergetaucht; man sieht nur noch die Hälfte der roten Scheibe, wie auf dem Meere an ruhigen Abenden; aber ihre Strahlen sind noch kräftig genug, um unsere Schatten zu werfen, die wie

lange, gleichlaufende Striche, wie unendliche Streifen auf die Ebene fallen.

Eine große weiße Kamelstute, die allein unter den liegenden Tieren stehen geblieben ist, hebt sich mit ihren goldig umsäumten Umrissen wie ein Riesentier von dem erlöschendem Lichte ab. Sie stößt einen langen, schwermütigen Schrei gegen die in voller Pracht untergehende Sonne aus. In ihrer Tierseele regt sich vielleicht eine dumpfe Schwermut, eine unausdrückbare Betrachtung. . . .

Dann sinkt die Nacht. Man erkennt nur noch den schwarzen Kreis des weiten Raumes, in dem unsere Wachtfeuer sich plötzlich zu knisternden Flammen entzünden.

*

*

*

Während wir unter dem Zelt zur Nacht essen, sind die Wolken verdunstet und mit der diesem regenlosen Lande eigenen Schnelligkeit am Himmel zergangen.

Der Halbmond des Ramadan gießt sein glänzendes und doch so seltsam geheimnisvolles Licht auf die Wüste. Hoch oben am Zenith des tiefblauen, nur mit leichten Flöckchen bewölkten Himmels stehend, wirft er nur verschwindend kleine Schatten auf die Erde und läßt uns die Gefährten als weiße, starre Gespenster erscheinen.

Zu dieser köstlichen Stunde sitzen wir bei Kaffee und Zigarretten plaudernd und träumend

vor unseren leichten Zelten in einer Gruppe, die sich wahrscheinlich jeden Abend zusammenfinden wird; sie besteht aus dem zu unserer Begleitung befohlenen türkischen Offizier, dem kleinen Scheik Hassan, seinem Vetter Ait, dem Scheik der Kameltreiber, und einem der unbekannten fünf Reisenden; dieser erschien uns als Standesperson und unserer Gesellschaft würdig.

Da sie alle aus Erfahrung die Wüste kennen, sind sie in gewisser Besorgnis wegen der vorhin getroffenen Herumstreicher und fürchten einen Angriff in der kommenden Nacht. Wir beschließen daher, der Reihe nach zu wachen, die Waffen bereit zu halten und Vorposten in allen vier Windrichtungen um das Lager zu stellen. Dann plaudern wir und werden vertrauter.

Der türkische Offizier ist aus Bagdad; er ist viel herumgekommen und hat sein Leben in den kleinen Postierungen der Wüste verbracht. Der unbekannte Reisende heißt Brahim. Er ist der Scheik eines Stammes im Norden, reich an Herden, ein Fürst von Kedar. (Jesaias LX, 7, Hesekiel XXVII, 21.) Er verbrachte die letzten vier Jahre in Gefangenschaft bei einem mächtigeren Scheik im Süden, und zwar wegen Straßenraubes und Mordes in dessen Bereich. Jetzt kehrt er mit vier treuen Dienern in sein Land zurück. Er ist ein graubärtiger Greis; sein schmales, regelmäßiges, hartes Gesicht verschwindet fast unter den Falten seines Mekkaschleiers. Ait, ein Brudersohn Mohammed Jahls, hat ein wunderbar feines Ge-

sicht, porzellanweiße Zähne, und über jedes Ohr fallen ihm drei Haarzöpfe nach altertümlicher Sitte. Er erzählt uns, daß er fünfundzwanzig Jahre alt, verheiratet und Vater von zwei kleinen Nomaden sei.

Der Scheik Hassan, der kaum zwanzig Jahre zählt, berichtet uns, daß er in erster Ehe Aïts Schwester, seine Base, geheiratet, sich aber von ihr wieder geschieden habe, weil sie ihm keine Kinder gebär. Seine zweite Frau hat ihm vor kurzem ein Mädchen geschenkt. . . .

Während wir plaudern, geht einer unserer Kameltreiber vorüber, er trägt über der Brust ein Wehrgehenk mit im Mondschein glitzernden Dingen: Pulverhorn, Steinfeuerzeug, Zangen für den Tschibuk, kurz alles, was zu einem eleganten Beduinen gehört. Ich halte ihn an und will ihm diese Dinge zur Vervollständigung meiner Tracht abkaufen; Hassan aber, der nicht mehr weiß, mit welcher noch größerer Aufmerksamkeit er mich überschütten soll, reißt dem Beduinen den Brustriemen ab und überreicht ihn mir.

*

*

*

Ein Uhr morgens — wir schlafen sehr ruhig unter dem weiß glänzenden Mond inmitten der namenlosen Stille. Plötzlich wird sie durch einen gellenden, wilden Schrei unterbrochen! Dann Flintenknall: Puff! Puff! Puff! Puff! Und alsbald

allgemeines Geschrei: Kriegsrufe, Wut- und Angstgeschrei, brüllende Fistelstimmen! . . .

Ich lüfte den Türvorhang und sehe, daß alle unsere Beduinen wie toll in derselben Richtung laufen, halbnackt, das Hemd im Winde flattern, wie ein Schwarm großer, durch einen Schuß aufgeschreckter Vögel. . . .

Übrigens ein albernes Benehmen, denn wir wissen nicht mehr, auf wen wir schießen sollen, wir, die plötzlich aus dem Schlaf auffahren, aus unseren Zelten treten und vom Mondlichte geblendet sind. . . .

Dort unten entdecken wir ein Getümmel, in dem sich niemand erkennt. . . . Wir bleiben lieber hier, plötzlich instinktiv angekettet, um unser kostbares Gepäck zu retten und unsere drei Syrier um uns zu sammeln. . . .

*

*

*

Übrigens ist die Schießerei schon zu Ende, das Geschrei läßt nach und die Ruhe kehrt wieder. Die törichten Ausreißer ziehen sich wieder ins Lager zurück; der Lärm hat kaum drei kurze Minuten gedauert.

Jetzt sind sie alle wieder da, noch sehr erregt und alle durcheinander schreiend.

„Was war denn los?“ fragen wir. „Ist schon alles vorbei?“

Die Schildwachen auf der Südseite haben

Männer gesehen, die auf allen Vieren herankrochen, und sobald sie Lärm schlugen, — sagen sie, — hätten die Räuber auf sie geschossen. Jetzt aber seien sie entflohen, da sie sahen, daß wir aufpassen, — und man habe sie in der Ferne aus den Augen verloren. . . .

Mein Gott! die Geschichte ist ja möglich! Aber vielleicht haben die Schildwachen auch nur geträumt und auf unbestimmte Schatten geschossen, sowohl aus Angst, als auch um sich das Verdienst und die Täuschung eines Scharmützels zu geben. Die Wahrheit werden wir wohl nie erfahren; nur eins wissen wir, daß keiner der Unsrigen verwundet ist. Der einzige, der etwas blutend zurückkam, hat sich am eigenen Säbel geritzt.

Bei reiflicher Überlegung werden wir etwas skeptisch und gebieten unseren Beduinen, beim nächsten Angriff nicht wieder blindlings gegen den Feind zu laufen, sonst müßten wir mit unseren guten Flinten aufs Geratewohl in den Haufen schießen. Dann schlafen wir wieder sehr fest bis in den Tag hinein.

XXX.

Samstag, 17. März.

Derselbe Schleier aus grauer Watte, der uns gestern den Himmel verdeckte, hatsich bei Morgengrauen nach dem Monduntergang wieder darüber gezogen, und wir erwachen unter einem düsteren Himmel.

Wir setzen unsern Weg nach Norden fort, in die graugelbe Wüste, die nur noch ein leerer Raum scheint; — ein Raum in der einfachsten Form, der am meisten zum Laufen reizt. Auch der kalte Wind, der unter diesem grauen Bahrtuch von Wolken pfeift, regt das Leben an und stachelt zu rascher Bewegung. Nie fühlten wir uns so von Raum und Weite berauscht. Die Wüste bleibt glatt und eintönig; nur in der Ferne unter schweren, schleppenden Wolken zeigen sich wellenförmige Erhebungen, wie eine erste Dünung auf stiller See.

Schuppige Eidechsen, von der Farbe des Bodens, huschen immerfort unter den Füßen unserer Tiere über den Weg der Karawane. Hier und da sprießt eine schwächliche violette Blume, die die Kamele gern abweiden; sobald sie sie erblicken, zerren sie mit einem leisen Schrei des

Wohlbehagens an dem schwarzwollenen Zügel und strecken den langen Hals erdwärts.

Heute früh ließen wir die Straße der syrischen Pilger rechts liegen, und nun ist auf dem Boden keine Spur, kein Pfad mehr, der uns leitet.

*

*

*

Nach den ersten zwei Marschstunden wechselt der weite Raum seine Farbe, und die vorher gelbliche Wüste dehnt sich jetzt schwarz vor uns aus. Schon einmal hatten wir diese Färbung angetroffen, doch nicht so bestimmt und trauerfarben. Zuerst kommen wir durch eine Übergangszone, die mit großen schwarzen und gelben Streifen gescheckt ist, dann treten wir in eine ganz schwarze Gegend ein.

*

*

*

Dies Schwarz ist aber nur auf der Oberfläche. Es ist eine unerklärliche Lage von Kieselsteinen, die wie Onyx aussehen; sie scheinen wie Hagelkörner vom Himmel gefallen und gleichmäßig und sparsam auf den Boden verteilt, um Meilen und Meilen damit zu bedecken. Gleich darunter liegt Sand, und die Füße unserer Kamele, welche diese dünne Kruste durchtreten, hinterlassen gelbe Spuren in der Wüste.

*

*

*

Der junge Scheik von Petra, der meinen Sattel nicht pomphaft genug fand, ließ mir heute morgen den seinen aufschnallen. Jetzt hängt zu beiden Seiten meines Dromedars ein Dutzend langer schwarzer Quasten herunter und schleppt fast am Boden, sobald sie nicht mehr durch die rasche Bewegung oder den Wind in der Luft flattern.

Abdul, mein Kameltreiber, ist gefällig und sanft, trotz seines wilden Aussehens, und beweist mir alle möglichen kindlichen Aufmerksamkeiten. So hebt er mir die blauen Glasstücke auf, die nach wie vor im weiten Raume verstreut liegen, oder er bricht für mich die traurigen Blumen des Weges ab.

Gegen zehn Uhr morgens zerteilen sich plötzlich die Wolken, stets ohne Regen; in einem Augenblick schmilzt die tief hängende, drohende Wölbung, und zwar auf allen Seiten zugleich. Die Sonne erscheint sofort strahlend, sofort heiß, und der Wind, der sich in unseren Kleidern und auf unserer Brust so kalt verfing, wird lau und und kosend.

Dann zeigt sich wieder Gestrüpp, nicht mehr wie im Süden die köstliche, ungern vermißte Myrrhe, nicht die unbekannten Pflanzen, die die Wüste mit dem Wohlgeruch reifer Äpfel erfüllten, sondern Ginster und Ysop.

*

*

*

Der Scheik Brahim, der mich gleichfalls mit Artigkeiten überhäuft, läßt sein Dromedar vor mir niederknien und will durchaus, daß ich es für heute besteige: „Ein wunderbares Tier!“ sagt er, „von dem du gewiß entzückt sein wirst“.

In der Tat ein kleines, schlankes Kamel, das ohne Stöße trabt, wie ein rasches Pferd oder eine Gazelle. Statt des schweren Sattels liegt nur eine einfache, mit Perlen und Muscheln bestickte Schabracke aus geschlitztem Leder auf seinem Rücken. Sobald ich es am Ansatz des Halses mit meinem Lotusstock berühre, überholt es in leichtem Trab die Karawane, wie ein abgeschossener Pfeil davonfliegend. . . .

Bald holt mich übrigens der mir nachjagende kleine Scheik Hassan ein. Er behauptet, sein Dromedar sei noch schneller und will durchaus, daß ich es probiere. Gern mache ich ihm diese Freude; wir tauschen unsere Tiere und traben nebeneinander her, weit voran in der eintönigen Unendlichkeit und die langsamere Karawane aus den Augen verlierend.

Ein brennend heißer Tag folgt auf den so dunklen Morgen. Die Sonne erhebt sich am reinen blauen Himmel, die flache Weite bebt vor Glut und scheint sich auf alle möglichen Trugbilder und Luftspiegelungen vorzubereiten.

„Gazal! Gazal!“ (Gazellen) ruft der Scheik Hassan, während wir über den schwächtigen traurigen Ginster dahintraben. . . . In der Tat jagen die kleinen, zierlichen Tiere, behend und

flüchtig, wie ein Sandwirbel an uns vorüber. . . .
Aber die trübe, flimmernde Ferne hat ihr Bild
bald entstellt, und sie verschwinden vor unseren
irreführten Augen.

Wir reiten immer noch weit voraus, bald
trabend, bald einen Halt machend.

Gegen elf Uhr erscheint uns als erstes Trug-
bild ein See, der uns beide täuscht: ein Wasser
vom schönsten Blau, in dem sich Bäume zu spie-
geln scheinen. Es ist indes nichts, als das langge-
zogene, vergrößerte Bild des kümmerlichen Ge-
strüpps der Wüste. . . .

Bald darauf sehen wir überall diese verlocken-
den Wasserspiegel, die vor uns fliehen, ihre Ge-
stalt verändern, wechseln, überfließen, verschwin-
den und wiederkehren; große Seen oder schlän-
gelnde Bäche, oder auch einfache Teiche, in denen
sich vermeindliches Schilf spiegelt.

Immer zahlreicher werden sie, wie ein Meer,
das uns zu überfluten droht, zu einem beängstigen-
den, zitternden Meer. . . . Gegen Mittag jedoch ver-
schwindet binnen zwei oder drei Minuten dies blaue
Blendwerk wie weggeblasen. Nichts mehr als der
dürre Sand. Deutlich und unerbittlich wahr liegt
wieder das Land des Durstes und Todes vor uns.

*

*

*

Heute abend wollen wir an einem Orte namens
Wadi Djerafeh rasten. Da finden wir Wasser, —
wirkliches Wasser, ja sogar ein in der Wüste Tih

berühmtes Wasser. Wir kommen daher sehr früh ins Lager.

Sobald wir vor unsern schon aufgeschlagenen Zelten abgestiegen sind, ergreift der junge Scheik Hassan meine Hand und führt mich zu dem kostbaren Brunnen.

Ich erwarte, eine schöne, sprudelnde Quelle zu sehen, und finde im Sande und im Schlamm eine Pfütze von etwa drei Meter Länge. Man hat schon Wasser für uns geschöpft, jetzt kommt die Reihe an die Kameltreiber und die Kamele. Alle waten drin herum bis an die Knie, und die Tiere, die zugleich mit den Menschen trinken, lassen ihren nach Moschus riechenden Unrat hineinfallen.

*

*

*

Um das Lager herum wachsen dank der nahen Wasserlache Sträucher: dornige Akazien und Ginster mit weißlichen Blüten. Sie begünstigen jedweden Hinterhalt, nächtliche Angriffe und das Herankriechen versteckter Diebe. Es ist überdies etwas Ungewohntes für uns, zwischen Sträuchern zu lagern und das Kommen und Gehen zwischen den Zelten und der Wasserstelle, an der die Schläuche gefüllt werden, zu beobachten. In diesem Zerrbild eines Hains, inmitten der weiten Wüsteneien, die soeben das Abendlicht vergoldet, haben wir für einige Stunden das Hirtenleben hervorgezaubert. Zögernd kreist über unse-

ren Häuption eine große schwarze Wolke Zugvögel. Wahrscheinlich zogen sie mit dem Frühling nach Norden und wollten sich hier aufhalten, um am Wadi Djerafeh zu trinken. Nun sind wir ihnen zuvorgekommen.

*

*

*

Gegen Sonnenuntergang sucht Leo mich auf, um mir reumütig zu bekennen, daß er drunten im Gesträuch bei der Pfütze eine arme Eule geschossen hat. Nun muß ich vorausschicken, daß wir beide eine ganz besondere Schwäche für das Eulengeschlecht haben; außerdem schien es uns von jeher ein Beweis von roher, niedriger Gesinnung, nur zum Späße zu töten, und die Spießbürger des Westens, die ohne jede Not oder Gefahr sich damit unterhalten, Wachteln oder Spatzen umzubringen, finden in unsern Augen keine Entschuldigung. . . . Aber so geht es, wenn man zerstreut ist! . . . Die Araber zeigten ihm den Vogel von weitem und sagten: „Schieße“; und unbesonnenerweise, ohne die Eule zu erkennen — vielleicht um die Präzision der Waffe zu zeigen — schoß er. . . .

„Wir wollen sie begraben“, schlägt er vor, „es wäre immerhin besser“.

Nun liegt die arme Eule auf dem Sande, neben der Wasserstelle, ein prächtiges, noch ganz junges Tier mit schönem Gefieder. Sie ist noch warm und ihre offengebliebenen, gelben Augen sehen uns mit

dem wehmütig gescheiten Blick einer Katze an.

Wir höhlen im Sande ein kleines Grab und legen die Eule auf dem Rücken hinein; ihre Flügel umschließen ihren Körper wie eine Mönchskutte, und immer noch sieht sie uns starr und unverwandt an, mit einem vorwurfsvollen, erstaunten Ausdruck, der uns weh tut.

Wir legen den Sand auf die gelben Augen und die schönen, glatten Federn, die nun verfaulen müssen. Dann rollen wir einen schweren Stein darauf, um der Begrabenen die Ruhe zu sichern. . . .

Sie sind recht kindisch, ich gestehe es gern, die beiden Beduinen, die zur Stunde, da die große, goldene Sonne mitten in der Einsamkeit der Wüste Tih erlischt, so pietätvoll eine Eule begraben. . . .

*

*

*

Abends, beim Mondenschein, da Hassan für die Nacht einen Angriff befürchtet, treffen wir unsere Vorkehrungen, verteilen mit Hilfe des türkischen Offiziers die Posten und stellen mittels dreier Speisekörbe ein Blockhaus her. Im Grunde, glaube ich, brennen wir alle vor Begierde, angegriffen zu werden. Das Scheingefecht und der Kriegslärm der vergangenen Nacht, mitten in der unermeßlichen Weite, war ein unvergeßliches, seltenes Abenteuer.

Dann kommt die friedliche Stunde vor den Zelten, in der die Scheiks Hassan, Aït und Brahim sich gravitätisch zu uns setzen, um vor dem

Schlafengehen beim weißen Mondschein zu plaudern und zu rauchen. Sie erzählen uns mit der größten Ruhe der Welt die Abenteuer ihrer Raubzüge und Plünderungen. Übrigens hören wir eben so ruhig zu: so sehr ändern die Breitegrade die menschlichen Ansichten. . . . Doch da hören wir plötzlich in der Richtung der Pfütze, wo die Eule geschossen wurde, ein leises, bescheidenes Hu! Hu! einen klagenden, sanften Ruf. . . .

„Ach!“ rief mein Freund, „das fehlte noch. Jetzt ruft die andere sie“. Die andere, man begreift, was wir unter der anderen verstehen; die andere ist sein Weibchen oder ihr Männchen; die Vögel sind immer paarweise beisammen. Wahrscheinlich das einzige Paar viele Stunden weit in der Runde, und zweifellos hatten sie diesen Ort gewählt, die dürftigen Sträucher am Rand des Wassers, um sich des Abends zu treffen.

Und die andere ruft immer noch: Hu! Hu! Wir sehen wieder den vorwurfsvollen Blick der beiden gelben, im Sand vergrabenen Augen — und wir vergessen die Räubergeschichten, die uns fesselten, das erwünschte Scharmützel, alles, was uns unterhielt, über dem schmerzlichen Gefühl, das der Ruf eines armen einsamen Vogels in uns erweckte. . . .

XXXI.

Palmsonntag, 18. März.

Kein Angriff während der Nacht! Nein; aber unsere Kamele hatten einen unruhigen Schlaf, und wir entdeckten am Morgen auf dem Sande, um das Lager herum, die zahlreichen, ganz frischen Spuren der Nachtschwärmer, die sie geängstigt hatten: der Panther.

Wir brechen auf. Wieder nimmt uns die öde Wüste auf, ein leerer, gleichförmiger Kreis, wie ein Meer ohne Schiffe und Ufer, der sich dunkelgrau vom blassen, klaren Himmel abhebt. Immer noch diese unerklärlichen schwarzen, nur auf die Oberfläche gestreuten Kiesel, als ob es hier kleine Onyxsteine gehagelt hätte.

Die Karawane wandert still heute morgen, wie in Gedanken versunken vor dieser Beharrlichkeit der gänzlichen Leere. Nach und nach jedoch, je höher die Sonne steigt und die Wüste erwärmt, trübt sich der Horizont. Endlich verschwimmt er ganz, und die Schleier von weißem Musselin oder moirierter Gaze, die der Fata morgana vorausgehen, beginnen auf verschiedenen Seiten zugleich zu zittern.

Dort unten bewegt sich eine Herde großer, weißer, langhalsiger Tiere, — weiße Kamele! —

doch in ungeheurer Menge. Sie schreiten langsam in dem blendenden und zugleich trüben Lichte; sie scheinen zu weiden. . . . Allein wir trauen unseren Augen nicht mehr, denn wir wissen, daß zur Stunde der Luftspiegelungen jede richtige Perspektive aufhört.

Ach! eines der Kamele breitet große Flügel aus und fliegt davon; — dann zwei, — dann drei, — dann alle . . . Störche sind es — eine Versammlung zahlloser Störche, die bei unserem Nahen davonfliegen. — Schaarenweise erheben sie sich in die Lüfte, andere, die wir vorerst nicht bemerkten, kommen aus der Ferne, sie kreisen umher, der Himmel verdunkelt sich und wir erkennen wieder die Wolke von gestern abend.

Alle Störche Europas wahrscheinlich, die mit dem Frühjahr in ihre Nester zurückkehren.

*

*

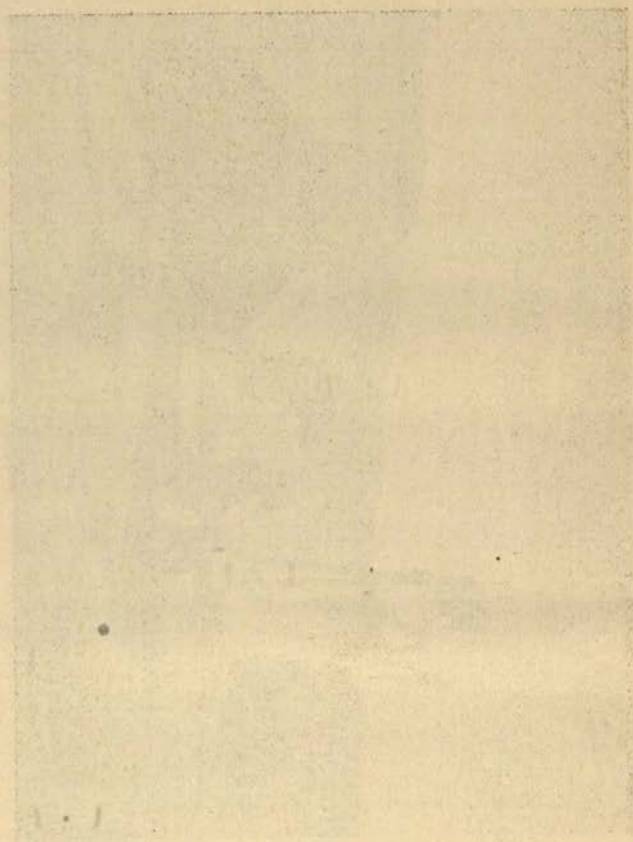
*

Als sie verschwunden sind, sehen wir nur noch die tote, leere Weite.

Doch jetzt bemerken wir kleine, wellenförmige Erhebungen, die über die Ebene laufen, wie Meereswellen bei schönem Wetter; graue, sehr niedrige, unendlich lange Hügel, die entweder gleichlaufend sind oder sich wie Adern verzweigen; — auf ihren Kämmen sticht eine braune oder violette Färbung ab, gleich den dunkleren Haaren auf dem Rückgrat der Tiere.



Araber im Gebet.



Zehn, halb elf Uhr; um diese Zeit zeigten sich gestern die kleinen, feenhaften Seen. . . . Schon erscheinen welche; zweifellos Vorboten eines noch größeren Trugbildes; — sie sind frisch und azurblau! Jeden Augenblick scheint es, als wollten sie überfließen und uns überschwemmen; aber im Gegenteil: tritt man näher, so ist alles verschwunden, aufgesaugt vom trockenen Sand oder zusammengefaltet, wie ein blaues Tuch, rasch und still verschwunden, wie ein Hirn-gepinst, das sie ja sind.

★

★

★

Um Mittag, an einer mit etlichen Sträuchern bewachsenen Stelle, erblicken wir viele Menschen und Tiere . . . diesmal kein Trugbild.

Diese Unbekannten kommen auf uns zu: lange Röcke, meistens rosa oder blau; schöne Gesichter, weißer und voller als die unserer Beduinen, darunter etliche blonde Bärte. Man begrüßt sich mit dem üblichen Zeremoniell, indem man sich zu zweit mit dem Turban berührt und einen Kuß ins Leere schickt.

Es sind arabische Kaufleute, die vor sieben Tagen Gaza verließen, — Gaza, wohin wir wollen — und die nach der Oase Akabah reisen, woher wir kommen. Sie legen diesen Weg jährlich einmal zurück, um die Stämme der Wüste mit Kleidern und Burnussen zu versorgen. Nichts hat

sich hier seit der Zeit der Midianiter verändert. Die Kaufleute sind zahlreich und gut bewaffnet; ihre Kamele sind hoch mit Waren beladen. Es trifft sich recht gut, daß wir ihnen hier begegnen, um unsere Kleider erneuern zu können. In der strahlenden Mittagssonne, auf den glitzernden Kieseln packen sie Beduinenhemden mit langen Ärmeln, weiße und schwarze Mäntel vor uns aus.

Nachdem unsere Einkäufe besorgt sind, trennen wir uns wieder, nicht ohne Glückwünsche zur Reise, und ziehen in entgegengesetzter Richtung weiter. Nach und nach nehmen beide Karawanen in den Augen der andern verschiedene Formen an; bald sehen wir ihre Kamele in der Mitte durchgeteilt, und sie selbst, bald länger, bald kürzer geworden, scheinen manchmal zwei Köpfe zu besitzen, wie die Bilder der Könige und Königinnen auf den Spielkarten.

*

*

*

Nach den kleinen Hügeln wieder Ebenen; nach den flachen Ebenen kleine wellenförmige Hügel, Einöde auf Einöde, und wenn man im Geiste alle Bilder der vergangenen Tage mit den kommenden zusammenfügt, ergreift uns ein unbestimmtes Bangen.

*

*

*

Wir bleiben für die Nacht an einem seltsamen Orte, einer Art Kessel, einem Krater, der tiefer liegt als die seit drei Tagen durchwanderte Ebene. Die Wände dieses weiten Schlundes sind voller Falten und Brüche, wie ein über Pfähle gezogenes Tuch, mit genau derselben Farbe und denselben gestreiften Zeichnungen wie die in der Wüste angefertigten Gewebe aus Kamelhaaren. Man könnte also meinen, um uns herum seien Lager von riesigen Beduinen, ungeheure Zelte, in zwei oder drei Stockwerken übereinander.

Wenn die Sonne untergeht, nehmen alle diese, wie gefaltete Stoffe aussehenden Berge eine düstere Farbe an, grünlichgelb mit warmen braunen Streifen, und das Ganze hebt sich mit greller Deutlichkeit, wie mit der Schere ausgeschnitten, vom düstern, rotweinfarbenen Himmel ab, der wie ein ungeheurer, durchleuchteter Rubin erscheint. Dann geht der Mond des Ramadan in diesem kalten, blauroten Himmel auf, der große Vollmond, der anfangs wie eine Zinnscheibe dicht über der Erde steht. Das Ganze wird unheimlich und schreckenerregend. Man glaubt sich in ein Weltzeitalter versetzt, wo ein toter Trabant über einem toten Planeten aufgeht.

*

*

*

Es wird Nacht. Ein großer Leuchtkäfer vom Ausmaß einer Fledermaus umzieht brummend in raschem Fluge mit seinem grün phosphoreszierenden Licht unsere Zelte, gleich einem Irrlicht.

Die breite schwebende Zinnscheibe wird zu poliertem Silber, dann zu weißem Feuer, zu bläulichem Feuer, das immer stärker leuchtet und der unbeweglichen Karawane die Starrheit von Statuen verleiht, die Menschen in ihrer ruhigen Stellung festhaltend und versteinern; während gen Westen, lange schon, nachdem es Nacht geworden, ein Rest des Tageslichtes wie ein rosafarbener Hof fort dauert. Dieser Mond leuchtet wie eine zweite Sonne, eine gespenstische Sonne, die zugleich etwas Frostiges mit dem Lichte verbreitet und mit ihren Strahlen die Ruhe des Todes bringt. Sein bleicher Glanz läßt selbst unsere Feuer erblassen, und als die in ihre altertümlichen Schleier gehüllten Scheiks sich langsam meinem Zelte zur abendlichen Plauderstunde nähern, ist es, als kämen marmorne Propheten in einem Zaubblendwerk auf uns zu.

XXXII.

Montag, 19. März.

Nach dem Abbruch des Lagers steigen wir, um den Kessel zu verlassen, auf eines jener Dinge, die uns in Gestalt übergroßer Zelte umgeben. Nun tun sich, wie ein zu Eis erstarrtes Panorama, neue, endlose Wüsteneien auf, indes die Morgensonne unsere langen, schmalen Schatten über dieschwarze Kieseldecke wirft.

Hier und da auf den neuen Ebenen stehen wieder dieselben zeltartigen Dinge; doch es sind jetzt einzelne Zelte, teils wie sehr spitze Kegel aufragend, teils wunderliche Hörner bildend, wie wenn ihr Stoff durch Pfähle enporgehoben und gewaltsam gespannt sei; sie sind wieder mit den braunen Streifen nach Art der Beduinengewebe verziert.

Langsam schwinden die seltsamen Hügel hinter uns. Von neuem vereinfacht sich die Ebene und ist nun wieder ein leerer Raum, in dem das Auge nichts zu entdecken vermag. Zehn Uhr! Die Stunde, wo die Luftspiegelungen beginnen. Zuerst erscheint ein frisches Flößchen, das uns geheimnisvoll und lockend zu winken scheint und in dessen flachem Wasser sich Bäume spiegeln.

Dann fangen nah und fern die reizenden trügerischen Seen zu spielen an, falten sich zusammen und dehnen sich wieder aus. — Aber jetzt lassen wir uns nicht mehr täuschen.

*

*

*

Gegen Mittag kommen wir an einem großen Nomadenlager vorüber. Etwas abseits, seitwärts von unserer Karawane, bleiben seine Zelte, die im kleinen den Hügeln von heute Morgen ähneln: dieselbe Form, dieselbe Farbe und dieselbe gestreifte Zeichnung. Es ist so drückend heiß, daß sich niemand sehen läßt, aber ringsum weidet eine große Herde Kamele; wachsamen Hunde melden uns durch lautes Bellen an.

*

*

*

Um drei Uhr nachmittags, zur Zeit der größten Lichtfülle, zieht eine Ginsterregion vorüber. Die Sträucher sind über und über bedeckt mit grauweißen, schimmernd weißen, fast metallglänzenden Blüten.

In diesem kleinen, ganz silbrigen Hain reitet der junge Scheik aus Petra voraus, weil er mit seinem störrischem Kamel in Streit geraten ist. Das junge nervöse Tier wehrt sich, springt wie eine tolle Ziege, verdreht seinen Schwanenhals und

wendet sein fletschendes Gebiß, um brüllend zu beißen. Endlich hat der Reiter gesiegt, und sie sprengen im Gazellengalopp über den Ginster, die silbernen Sträucher mit all ihren Fransen, Gehängen und schwarzen Quasten streifend. Elegante, schlanke Silhouetten, die am Horizont der Wüste hinfliegen. . . .

*

*

*

Am Abend lagern wir an einem Ort namens Wadi Lussein, wo wir etwas Grün finden. Wir erhalten hier den scheußlichen Besuch grauer, langhaariger Raupen, die in dichten Reihen langsam und unaufhörlich herankommen.

XXXIII.

Dienstag, 20. März.

In der Schlucht von Wadi Lussein schliefen unsere Kamele wieder recht unruhig; manchmal fuhren sie schreiend in die Höhe. Wahrscheinlich schlichen wieder Panther um sie herum; allein unsere hellen Feuer brannten die ganze Nacht, um die schlimmen Gäste abzuhalten.

Bei aufgehender Sonne nehmen wir wieder den endlosen Weg nach Norden auf. Das Licht ist matt, die Gegend öde und langweilig. In den ersten Stunden ist es uns, als hätten wir an der Wüste genug, oder als sei sie es müde geworden, ihren stillen Zauber vor uns auszubreiten. Allein am äußersten Ende der Hochebene, auf der wir reiten, erschienen plötzlich in unendlicher Entfaltung neue Regionen, bis zu den ersten Ausläufern des Moabiter Landes, und die Fernsicht ist so klar, daß wir die fernsten Dinge unterscheiden: sehr helle Einöden aus blassem Sand, von einer unseren Augen fremden Farbe, von öden, ebenfalls blassen Hügelketten durchschnitten, die einander wie Reihen von Wirbelknochen folgen. Bei näherer Betrachtung gleichen sie den Zelten, die uns gestern auffielen; auch sie haben Hörner und

Spitzen und dieselben Streifen verblaßter Beduinenstoffe oder sonnengebleichter Pantherflecken.

Die leere Unendlichkeit war uns noch nicht in dieser Gestalt erschienen, nicht mit so blassen Farben. Wie weit sind wir hier von den rosafarbenen Granitfelsen, wo die Myrrhe blühte. Hier ist die Wüste aus ewig gleichen, weißlichen Kalksteinen gebildet, die von den Jahrhunderten kaum vergoldet wurden. Nur Ginster wächst hier und dort auf dieser blendenden Ebene, aber derart mit weißgrauen Blüten überdeckt, daß man glauben könnte, zinnene oder silberne Garben vor sich zu sehen.

Da plötzlich zittert vor uns ein großer blauer See, seine Wellen schlagen bis ans Ufer; er breitet sein trügerisches Wasser aus und zieht es wieder zusammen, auf der ganzen westlichen Seite der Einöde.

Die Hitze ist drückend und einschläfernd, und bei dem eintönigen Hin- und Herwiegen des Reitens schließen sich unsere Augen.

*

*

*

„Sind die Kamele schon vorübergekommen?“ Diese Frage wird täglich im Halbschlaf auf dem brennenden Boden nach der Mittagsruhe gestellt. Es will soviel heißen als: „Ist unser Gepäck auf den Lasttieren und alles, was uns am Morgen nachfolgt, schon voraus, um bei der großen Rast wieder

zu uns zu stoßen und dann bis zum Abend voranzuziehen? Ist es Zeit für uns, wieder aufzusteigen und weiterzureiten?“

„Ja, seit einer halben Stunde, oder seit einer Stunde,“ antwortet eine Beduinenstimme hinter den Kulissen.

„Also weiter! Führt die Dromedare vor!“
(J allah, djib djimmel!)

Noch halb träumend, streckt man sich und erwacht. Dicht vor uns gewahren die geblendeten Augen unser Zelt mit den bunten Farben, den weißen, arabischen Inschriften auf rotem Grund, den persischen Teppichen, und draußen, durch die breite Zeltöffnung, das trübe Flimmern des Sandes und der Kiesel, mit der Silhouette eines in der Sonne ruhenden Kamels.

Dort unten weiden die Dromedare, zerstreut in der weißen Einöde; weil sie jetzt wieder herbeikommen und niederknien sollen, klagen sie mit dem häßlichen, hohlen Schrei, der uns zum gewohntesten Laut der Wüste geworden ist.

Sitzt man einmal auf dem hohen Tiere, das sich in zwei Sätzen erhebt, so verspürt man zunächst eine gewisse Kühle, weil man sich höher über der überhitzten Erde befindet; man hält in der Ebene Ausschau nach der einzuschlagenden Richtung und bohrt sich dann wieder in die eiförmige Unendlichkeit.

☆

☆

✱

Nach diesem Tage brauchen wir noch drei, um nach Gaza zu kommen, der in die südlichen Wüsten am meisten vorgerückten Stadt Palästinas. Unsere Araber meinen, die Wüste sei schon weniger wüst, und in den Falten der Täler fände man hier und da Wasser, folglich auch Herden und Menschen.

Gegen zwei Uhr, sehr weit weg, am Abhange einer der blassen, stoffartig gestreiften Hügelketten, zeigen sich Reihen langer schwärzlicher Gegenstände. Sie kauern auf dem Boden, wie angeklebte Tiere; man möchte glauben, sie seien eine ungeheure Vergrößerung der Raupen von Wadi Lusseïn. Dort lagert ein mächtiger Stamm, einer der Stämme, „reich an Herden“, von denen die Propheten sprechen.

Die wegen des Windes sehr niedrigen Zelte stehen in drei bis vier langen, ausgerichteten Reihen im Raume, der hier keinen Wert hat. Zahllose Herden weiden ringsum; viele Kamelstuten säugen ihre possierlichen, noch ungescho-renen Neugeborenen, die mit langer, krauser Schafswolle bedeckt sind und wie ein Mittelding zwischen Strauß und Lamm aussehen. Schwarze Ziegen, glänzend schwarz wie poliertes Ebenholz oder Jett, stehen hundertweise zusammen und bilden dunkle Massen, grelle Flecken auf der weißen Wüste. Die Hirten tauschen Begrüßungen und Kußhände mit uns aus. Die furchtsamen Hirtinnen verschleiern sich bei unserm Herannahen noch undurchdringlicher und gleichen schwarzen Gespenstern, ebenso schwarz wie die

Ziegen. Fast bei jeder der Frauen steht ein kleiner Esel mit Körben auf dem Rücken, aus denen ein Gewirr von Kinderköpfen schaut: Amalekiter-Babys mit Puppenaugen, junge Hunde und langohrige Zicklein.

Dies ist just der Stamm des Scheiks Brahim, der uns hier mit großen Danksagungen verläßt, ohne uns jedoch einzuladen, in seinem Zelte zu rasten; wahrscheinlich ist er besorgt, was er dort nach so langer Gefangenschaft finden wird.

Nach Verlassen der Wüste Pharan betreten wir das Land Kedar, das schon in den biblischen Zeiten so berüchtigt war, daß die Propheten in ihrem Zorn auf die Sünden Israels ausriefen: „Sendet nach Kedar und merket mit Fleiß, und schauet, ob es daselbst so zugehet?“ (Jeremias II, 10.) Die Jahrhunderte sind verflossen, und Kedar ist ein dunkler Bereich des Straßenraubes und des Lasters geblieben. . . .

*

*

*

Das Land bleibt kahl bis zum Abend. Wir lagern an einem noch wüsten Ort, Wadi Zaizire genannt, im Grunde eines Tales, nahe bei einer salzig schmeckenden Quelle, die aus dem Sande quillt.

Die Hügel haben hier schon einen Anflug von Grün, den wir bisher im peträischen Arabien noch nicht trafen; es ist der Anfang des Grases;

die trostlose Wüste hat nun bald ein Ende. Um uns her wachsen Gräser, Schilf und einige Blumen, Miniaturblumen zwar, allein sie gehören fast in unser Klima: kleine Iris, die kaum zwei Zoll über der Erde stehen, gelbe, rot gestreifte Tulpen, ungefähr von der Größe eines Fingernagels, liliputanische Levkojen und winzige Nelken. Zugleich ist der Himmel nordischer geworden; der Mond, unter Dunst verblaßt, hat einen Hof; lange Wolken, langgezogenen Katzenschwänzen ähnlich, streichen am Himmel hin, und der Horizont ist trübe.

Schweremütig und verschleiert sinkt die Nacht auf diese Grasregion herab.

Unsere Beduinen, empfindlich gegen die Kälte einer feuchteren Gegend, ziehen ihre Mäntel aus langhaarigen Fellen über und bedecken sich Kopf und Hals, wie sie es in den Winternächten gewohnt sind, mit einem braunen Schleier, dessen beide Enden auf jeder Seite der Schläfe wie die Löffel der Hasen emporstehen.

*

*

*

Mitten unter diesen mikroskopischen Blümlein wächst hier auch eine Riesenblume, eine Art gelber Runkel, die ohne Blätter aus einer zwiebelartigen Wurzel sprießt.

Der Scheik Ait, im Dämmerchein umher-schlendernd, pflückt die größte von allen, um sie

mir zu bringen. Gleich den andern hat auch er seinen Mantel aus Tierfell umgeworfen und seinen Nachtkopfputz mit den Hasenlöffeln angelegt. Er lächelt und zeigt seine schlohweißen Zähne, schmal und spitz wie Wolfszähne. Mit den Haarflechten, die in sein wildes Gesicht fallen, steht er seltsam und fast gespensterhaft in meiner Zelttür, in der Hand die große, unbekannte Blume.

*

*

*

Diesmal verbringen wir die Plauderstunde beim Geschrei der Eulen. Geheimnisvolles Hul Hul klingt überall aus den dunklen Büschen, aus dem schwarzen Talgrund. Die Hügel verschmelzen mit den Wolken und bilden ringsum Vorhänge von unbestimmter Finsternis. Die aufflammenden Feuer lassen die plötzlich eingebrochene Nacht noch finstrier erscheinen; man unterscheidet nur noch die schweigend um die Reisigflammen gekauerten Männer in den Tierfellen mit ihren langen Ohren.

XXXIV.

Mittwoch, 21. März.

Wie verändert ist schon die Atmosphäre! Es ist nicht mehr die frische, austrocknende Luft, die unverbraucht über eine leblose Welt aus Steinen und Sand wehte. Nein, vielleicht ist sie nicht so rauh, aber bei weitem nicht so rein. Es liegt etwas Frühlingsschweres, wie ein Wiesenhauch darin.

Außer einer Gazellenherde, die des Morgens zu unserer Rechten vorbeijagt, begegnen wir während der acht bis zehn Stunden unseres heutigen Marsches nichts Lebendigem. Es ist ein noch unbewohntes Bereich, aber doch nicht mehr die hallende Wüste.

Die Luft- und Lichtspiele sind vorüber, vorüber auch die geologischen Seltsamkeiten. Die Hügel haben wieder gewöhnliche Formen und bekannte Färbungen, unter denen das Grün bald vorherrschen wird. Wasserdünste trüben den Himmel; die Luft ist weich und der Horizont neblig. Immer weiter dehnt sich das Gras aus; von Stunde zu Stunde finden wir es dichter, und am Abend sind alle Hügel grün.

Freilich ist das alles nur vorübergehend,

ein dank dem Märzregen flüchtig überworfenen Gewand, das die Sonne bald versengen wird. Doch einerlei! der Lenz, der dort unten in der Wüste untätig blieb, bearbeitet hier kräftig die Erde, und wir selbst unterliegen seinem unverhofften Zauber.

Heute Nacht lagern wir in einer weiten, noch unbegrenzten Wiese ohne jede menschliche Spur, aber frisch und mit Blumen übersät, mit Mohn und mit Wucherblumen.

XXXV.

Donnerstag, 22. März.

Schwüles Wetter, schwerer, grauer Himmel. Der Aufbruch in der blumigen Ebene erinnert uns an die früheren Ritte zwischen Mekinez und Tanger; noch sind es nicht die prächtig beblühten marokkanischen Felder, aber doch schon grüne Teppiche mit Anemonen, rosa Silenen, weißen Gänseblümchen, violetten Iris und goldenen Dotterblumen.

Bald sind wir in Kanaan, dem „gelobten Lande, wo Milch und Honig fließt“, statt der glänzenden Einöde, aus der wir kommen, wo der hagere, raubsüchtige Beduine sein kümmerliches Dasein fristet.

*

*

*

Gegen Mittag, in einem Tale, blühend wie ein Garten, begegnen wir einem armen, kranken Kamel, das neben einem andern toten sitzt, dessen Bauch die Raubtiere schon ausgegast haben. Irgendeine Karawane wird es hier verlassen haben, damit es stürbe. Es versucht aufzustehen

und uns zu folgen, allein nach einigen Schritten fällt es erschöpft zurück und steckt den Kopf ins Gras.

*

*

*

Alles scheint milder: das Licht, die Formen, die Farben. Die Hügel haben keine gewaltsamen Formen mehr; sie runden sich einfach unter dem leichten grünen Mantel. Nebel schweben in der Ferne und stufen die Farben ab. Die ganze Beleuchtung der Erde scheint verändert und gemildert.

Die Pracht der Tagesmitte und der Abende entfaltet sich nur in Gegenden, in denen die Luft, den Pflanzen zwar tödlich, von Wasserdünsten frei und ebenso durchsichtig ist, wie der Sternenraum. Unsere Erinnerungen an die verschwundene Wüste gehören jetzt zu denen, die man nach irgendeinem Schauspiel von fast Entsetzen erregenden Zauberkünsten festhält, nachdem man wieder Fuß in der Wirklichkeit des Lebens gefaßt hat.

Grün, frisches Grün tritt immer stärker hervor. Der Asphodill, den wir vorgestern zum erstenmal bemerkten, anfangs sehr kurz und verkümmert, wird länger und immer üppiger; jetzt erblicken wir auch wunderbar violette Iris von der großen Art und Aronswurz mit schwarzen Blumen wie Sammettüten. Schildkröten schleichen auf der Erde hin, Wachteln schwirren im hohen Gras auf,



- Palmen und Ackerland.

fröhliche Lerchen schweben am Himmel, und die Luft ist voller Vogelgesang. Das Leben wächst und wächst überall zugleich; es umgibt uns, überwältigt uns und nimmt uns wieder gefangen, uns, die wir aus dem fremden Lande des Todes kommen.

Am Abend sehen wir die ersten von Menschenhand besäten Felder; gepflügte Gerstenfelder von viel herrlicherem Grün, als alle bisherigen Wiesen.

Sobald unser Lager aufgeschlagen ist, kommen Araber, Hirten oder Ackersleute, deren Zelte in der Nachbarschaft stehen, um uns freundschaftlich zu begrüßen und sich um unsere Feuer zu setzen.

XXXVI.

Freitag, 23. März.

Karfreitag! Wir erwachen in der unermeßlichen Ebene bei Lerchengesang, mitten im Gras und den Blumen, unter einem mit perlgrauem Schleier überzogenen Himmel, dessen Falten zur Erde herabhängen. Bald sprüht leichter Regen aus ihnen herab.

Heute noch betreten wir Palästina, am Jahrestag der Kreuzigung des Erlösers, den die Welt nie wird begreifen können. . . . Aber die Erinnerung an ihn genügt, um diesem Lande noch einen unsagbaren Reiz zu verleihen. . . .

*

*

*

Regen, Gras und nasses Gras. Wie lange schon hatten wir uns solcher Dinge entwöhnt? Jetzt hören wir auch Frauenstimmen, ein Ton, den wir gleichfalls vergessen hatten: drei Beduinenfrauen, rittlings auf Eselinnen sitzend, reiten lachend und bei weitem nicht mehr so wild, wie die Frauen der wirklichen Wüste, durch unser Lager. Sie lüften ihre Schleier, um uns besser zu sehen, ihre dunkel-

blauen, mit Regentropfen bestäubten Schleier. Ihre Gesichter sind unter Korallen- und Silbernetzen versteckt, die in glänzenden Gehängen bis zur Brust reichen.

*

*

*

Wir reiten auf wirklichen, mit Tulpen, Anemonen und Asphodill eingefassten Pfaden, mitten in Gerstenfeldern, die bald die ganze Ebene mit ihrem herrlich grünen Sammet bedecken.

Nachmittags entdecken wir in einer Spalte des flachen Landes einen klaren, sprudelnden Fluß; wir durchfurten ihn, und auf dem gegenüberliegenden Ufer sind wir in Palästina!

Durch das Wasser waten mit uns Gruppen von Fellachenfrauen: dunkelblau verschleierte, anmutige Hirtinnen von schönem Wuchs, Amphoren auf dem Kopfe tragend, und Schafe, Ziegen und Kühe mit vollen Eutern und Kälber zu Hunderten. Wohlstand jetzt und friedliches Hirtenleben! Nach der Wüste das gelobte Land!

*

*

*

Lange reiten wir durch diesammetartige Gerste. Kein Baum, selbst keine Sträucher weit und breit, nur eine unendliche Getreidefläche. Die Felder bevölkern sich immer mehr; überall treffen wir

Ackersleute im Burnus, die den fruchtbaren, fetten Boden mit seinen zahllosen Furchen bearbeiten. Man glaubt sich in der Beauce oder in manchen Gegenden der Normandie; nur statt der Dörfer arabische Lager: haarige, sehr hohe Zelte, glatt auf dem nassen Gras aufliegend und in Reihen hintereinander. In der saftgrünen Ferne erscheinen sie wie große, schwärzliche Raupenprozessionen.

Das in Felder geteilte Land, wimmelnd von Menschen und Tieren, die von ihm leben, die es abweiden und erschöpfen, macht unseren, noch an das Bild der Wüste gewöhnten Augen den Eindruck eines mottenzerfressenen reichen Teppichs oder Pelzmantels.

*

*

*

Am Abend lagern wir auf feuchtem Gras unter grauem Himmel, mitten in den unendlichen Gerstenfeldern Kanaans. In unserer Nachbarschaft lebt ein reicher Stamm, dessen Scheik uns sogleich in meinem Zelte besucht und mich einlädt, in dem seinen zur Nacht zu speisen. Er ist bildschön mit seiner Adlernase und den großen, schmalen, einschmeichelnden Augen. Sein Schleier von buntdurchwirkter Seide ist mit Goldschnüren um seine Stirne befestigt, er trägt zwei übereinander geworfene Burnusse, einen weißen und einen schwarzen, in die er sich mit königlicher Anmut drapiert. Ich nehme nur den üblichen Kaffee bei

ihm an und begeben mich bei Sonneruntergang in Begleitung meiner unzertrennlichen Gefährten, der Scheiks Hassan und Ait, zu ihm.

Es ist ziemlich weit beim kühlen Abendwind in der grünen Ebene, deren Gräser sich zu dieser Stunde vergolden, doch mit viel blasserem, nordischerem Golde als in der Wüste.

Das Empfangszelt des Scheiks ist aus Kamelhaaren, wie alle Zelte des Stammes. Es öffnet sich weit auf die Felder und enthält nichts als einige schöne Waffen, die hier und da hängen. Der Scheik weist mir neben sich auf dem Teppich einen Platz an; dann kommen seine beiden Brüder und nach ihnen der junge Scheik aus Petra und Ait; auf dem Boden wird ein Reisigfeuer angezündet, auf dem man den Kaffee bereitet.

Nacheinander erscheint eine Menge anderer Persönlichkeiten, die mir die Hand reichen und dann in stiller Versammlung vor uns niederkauern: Honoratioren des Stammes, streng in Mekkaschleier gehüllt, meist Greise mit schönen, von weißen Bärten umrahmten Gesichtern.

In der Ferne, über dieser Reihe majestätischer Köpfe, streift der Blick über die Ebene, die unendlichen grünen Gerstenfelder, die raupenartigen, unzähligen Zelte längs des westlichen Horizonts und den Zug der heimkehrenden Herden, der blökenden, dichtgedrängten Schafe, der brüllenden Ochsen, der hüpfenden Kälber, der geschäftig bellenden Schäferhunde: kurz über unseres prächtigen Gastgebers ganzen Reichtum, der hier vor

unseren Augen, bei den letzten goldenen Strahlen der untergehenden Sonne vorüberzieht.

Der Stamm ist ein Hirtenstamm. Der Scheik besitzt alle umliegenden Ländereien, viel weiter noch, als der Blick reicht. Während der Kaffee in winzig kleinen Tassen herumgereicht wird, erzählt er uns, daß er jeden Monat die Lagerstelle wechselt; auch vertraut er uns an, daß er erst kürzlich zwei Jahre lang, wegen Diebstahls und Straßenraubes, in türkischer Gefangenschaft saß.

Oft hatte er von der gefürchteten Familie Jahl gehört, die sich unter Vettern und Brüdern in die ganze Wüste von Petra, das ganze Land Edom teilt, allein er war nie einem Gliede dieser Familie begegnet. Er überhäuft Hassan mit Zeichen der Ergebenheit und erkundigt sich bei ihm mit sichtlichem Interesse nach den Schlachten bei Kerak, nach der Ankunft der türkischen Truppen aus Damaskus, kurz nach allen jüngsten Begebenheiten der Wüste. Und Hassan gebärdet sich hier wie ein Prinz, was ich noch nie an ihm bemerkt hatte; er erzählt den staunenden Zuhörern, daß sein Vater alljährlich nach dem Ramadan in zwölf Tagen mit einer zahlreichen Karawane nach Kairo zöge, wo der Khedive nie versäume, ihm zweihundert Säcke Gerste nebst hundert Pfund Gold zu schenken.

Ich ziehe mich wieder zurück, und um dem schönen Scheik nichts schuldig zu bleiben, lade ich ihn nebst seinen Brüdern zum Abendkaffee in meinem Zelt ein.

XXXVII.

Samstag, 24. März.

Dasselbe Erwachen wie gestern, bei fröhlichem Lerchengesang. Wir sind nur noch zwanzig Kilometer von Gaza entfernt und werden gegen Mittag dort einziehen. Unser ganzes Beduinengeleit verläßt uns dann, und wir werden unsern Weg nach Jerusalem zu Pferde fortsetzen. Heute früh reiten wir also zum letztenmal auf unseren Dromedaren, im Geleite unserer Freunde aus Petra.

Übrigens nimmt sich unsere Karawane, unser dunkles Geschirr, unsere farblose Kleidung, kurz alles recht wild und fremd auf dem grünen Hintergrunde aus; wir passen nicht mehr in diese Umgebung. Angeregt durch die Wiesen Kanaans, sind die zahlreichen, unseren Weg kreuzenden Menschen viel bunter gekleidet und reiten auf rot, blau oder gelb geschirrten Pferden, auf die wir von der Höhe unserer Achtung gebietenden Sättel herabschauen, und die uns jetzt mit ihren tollen, lustigen Sprüngen recht klein vorkommen. Die Vorübergehenden betrachten uns neugierig und halten uns für Fremde aus dem äußersten Süden.

Es dauert lange, bis wir uns wieder an die belebten Felder, an die abgeteilte, fruchtbare Erde,

an die Schranken des Lebens gewöhnen. In der Wüste waren wir Könige und verfügten über grenzenlose Weiten; hier müssen wir auf schmalen Pfaden reiten und uns dazu noch recht oft auf die Seite drücken, um unseresgleichen vorüber zu lassen. Alles scheint hier kleiner und unter gedämpftem Licht; und diese Ackerbauer, so schlicht sie auch im Vergleich zu den Menschen des Westens erscheinen, müssen sich schon manchem Zwang unterziehen, den die freien, müßigen Beduinen der Wüste, die nur Krieg und Raub treiben, nicht kennen.

Unsere Dromedare empfinden auf ihre Weise die Wandlung. Sehr aufgeregt beim Anblick dieses Edens der weidenden Tiere, nehmen sie eine ungleichmäßige Gangart an, strecken die Nase in die Luft, wittern rechts und links Gras und Blumen, bleiben jede Minute mit begehrllichem Gebrumm stehen und möchten die frische Gerste abweiden. Wahrlich, sie verdienen die Verwünschungen des Propheten Jeremias: „Du läufst umher, wie eine Kamelin in der Brunst, und wie ein Wild in der Wüste pflegt, wenn es vor großer Brunst lechzet und läuft“. (Jeremias II, 24.)

*

*

*

Noch zahlreicher als gestern sind die arabischen Zeltlager; die Dörfer aus Kamelhaaren krönen hier und da Anhöhen, die wie geschält oder

von Motten zerfressen, aus dem weiten grünen Sammetteppich der Gerstenfelder aufragen. Alle diese Zelte mit ihrem schwärzlichen, haarigen Gewebe bedeckt, das über Äste gespannt ist, machen mehr denn je den Eindruck riesiger Raupennester, die die grünen Felder ringsum auffressen werden. . . .

*

*

*

Nach drei Stunden Wegs gestaltet sich das Land immer wellenförmiger. Und siehe: dort die ersten Bäume! Ein ganzes Meer voller Bäume, — und dort das Meer, das sich am äußersten Horizont durch einen Strich andeutet; — und dort endlich Gaza mit seinen Häusern aus grauer Erde und seinen weißen Minaretten, Gaza inmitten seiner Gärten und Haine, Gaza, fast prunkvoll für uns arme Menschen der Wüste, Gaza, das uns plötzlich Sicherheit, Komfort, Verbindung mit der Außenwelt, kurz alle vergessenen modernen Dinge vergegenwärtigt. . . .

*

*

*

Nach dem trügerischen Sommer, den uns die warme Sonne des Südens bereitet hatte, überrascht es uns, daß die Bäume hier noch keine Blätter haben. Und doch ist es wahr: wir sind noch im Winter!

Im Vergleich zu den düstern Augen der Nomaden finden wir die hiesigen Gesichter offen, freundlich und sanft. Die meisten Frauen sind unverschleiert, schön und weiß, mit tiefschwarzen Augenbrauen und rosigen Wangen.

*

*

*

Nachdem wir die Stadt durchzogen, finden wir unser Lager auf einem mohammedanischen Friedhof aufgeschlagen. Wir sind hier an einer Quelle, die uns jedoch den Toten zu nahe dünkt. Allein an diesem Ort, den die Behörden bestimmten, lagern scheinbar alle vornehmen Fremden; es läßt sich also nichts dagegen einwenden! Unsere Dromedare knien zum letztenmal nieder und ihre schwarzen Fransen schleifen über das Gras der Gräber. Zum letztenmal! Wir werden die trägen, wunderlichen Tiere nicht mehr besteigen.

Gleich nachher fällt eine Schar junger Israeliten über uns her; sie bieten uns Orangen, Zitronen, alte Münzen und Karneole mit dem Bilde alter Gottheiten an; Gruppen mit langen, orientalischen Gewändern, unter die sich leider schon zwei oder drei häßliche, graue, fertig gekaufte europäische Anzüge verirrt haben.

Unsere syrischen Diener treten jetzt feierlich auf uns zu, um uns in einer kleinen Anrede für die glückliche Ankunft zu beglückwünschen; sie gratulieren uns, daß wir den Händen der Beduinen

und den Gefahren der Wüste entronnen sind. Das Wort führt von den Dreien derjenige, der unterwegs die meiste Angst ausstand. . . . Wir belohnen sie für ihre Mühe mit einem Kasten, den uns vorsichtige Freunde in Kairo aufgenötigt hatten und den wir nicht mal geöffnet hatten. Er enthält Wundverbände und Mittel gegen das Fieber oder gegen die Stiche der Schlangen und Skorpione.

Dann packen wir unsere unnützen Flinten ein, mit denen wir nur die arme Eule am Wadi-Djerafeh getötet haben. . . . Wahrlich, der Zug durch die Wüste war der reine Spaziergang! . . . Trotzdem ist nicht zu leugnen, daß uns bei der Ankunft ein Gefühl der Erleichterung erfüllt. Es ist als ob von unseren Schultern ein bleierner Mantel fiele. Ja, wir freuen uns sogar, daß uns die tausend kleinen modernen Erfindungen wieder zu Gebote stehen; sie sind zwar wenig malerisch, aber ziemlich bequem für den, der sich daran gewöhnt hat. Es rührt uns fast, wieder Post- und Telegraphenamt zu erblicken, gerade wie es unseren Dromedaren heute morgen beim Anblick der grünen Gerste erging. . . .

*

*

*

Der ottomanische Gouverneur von Gaza, dem wir unsern Antrittsbesuch abstatten, ist ein liebenswürdiger, vornehmer Prinz, der siebzehnte Sohn des berühmten Beder Khan Pascha, Fürsten von Kurdistan, der sich jahrelang gegen

die Regierung von Konstantinopel auflehnte. Er wohnt mitten in der hohen Stadt in einem türkisch eingerichteten Steinhause. In demselben Stadtviertel stehen noch andere, ähnliche Häuser; es sind öffentliche Gebäude, Wohnungen der Militärbehörden. Einige Telegraphendrähte durchziehen diesen Stadtteil in der Richtung nach Jerusalem. Die ganze übrige Stadt, mit Ausnahme der Moscheen und Brunnen, ist gleich den Häuschen der südlichen Oasen aus in der Sonne getrockneter Erde gebaut.

Anfangs staunen wir, daß Gaza, so nahe der Wüste, nicht von Mauern umgeben ist, um sich gegen die Angriffe der Beduinen zu schützen. Man erklärt uns, daß die Einwohner selbst aus Gaunern und Hehlern bestehen und es im Interesse der Beduinen liegt, sie zu schonen. Übrigens verproviantieren sich alle Nomaden der Umgegend in den Bazaren Gazas.

*

*

*

Heute machen wir es wie die Nomaden, wir, die nach der langen Reise durch die Wüste Pharan fast von allem entblößt sind. Wir beenden den Tag in den dunklen, überfüllten Gäßchen der Bazare, um Kleider, Schuhe und Sattelzeug zu erstehen. Wir können unsere Reise unmöglich als Beduinen fortsetzen, zumal wir keine Kamele mehr haben; aber unsere europäischen Kleider können

wir auch nicht anlegen, da unser Gepäck zur See nach Jerusalem geschickt ist. Übrigens macht uns die neue Verwandlung Spaß, und unsere entwöhnten Augen finden Geschmack an den schönen Farben der Gewänder und Burnusse Palästinas. Im Schuhmachergäßchen treffen wir die Scheiks Hassan und Ait gerade beim Ankauf roter Juchentstiefel mit hohen, eisenbeschlagenen Absätzen, um die Schlangen zu zertreten; einer ihrer Leute begleitet sie und trägt im Arm die bereits gemachten Einkäufe: Schmuck aus Glas und Muscheln für die Köpfe der Dromedare. Wir gesellen uns zu ihnen, um zusammen unsere Gänge fortzusetzen, wie ein Schwarm wilder Kinder, die von den glänzenden ausgelegten Waren geblendet sind.

Die Nacht sinkt herab, als wir alle, mit bunten unnützen Dingen beladen, unsere Zelte auf dem Friedhof erreichen.

Vor unserem Lager stehen die spitzen Grabhügel, auf denen unsere Kamele in der sinkenden Dunkelheit immer noch weiden.

Hinter uns liegt die Stadt, deren Türme zu Ehren des Ramadan mit Feuerkränzen beleuchtet sind.

*

*

*

Der Himmel ist mit unzähligen Sternen übersät; nach Westen hält ein phosphoreszierender Streifen zurückgestrahlten Tropenlichtes noch lange an. Statt der gewohnten Stille ist hier die Rama-

dan-Nachthöchst lärmend; bis zum Morgen ertönen Lieder, Musik und Gesang, fromme Gesänge und Trommelschläge. Manchmal ist es, als ob ganze Scharen Muezzins wie toll psalmodierten, alle zugleich in hohen, traurigen Tönen. Auch Sängerbanden ziehen mit Laternen um unseren Friedhof; ihre Tamburine schlagen den alten, arabischen Rhythmus. Auch hören wir langes Gebell umher-schweifender Hunde, unaufhörliches Froschkonzert in den Sümpfen und in den Ruhepausen das ferne Brausen des Meeres.

XXXVIII.

Ostersonntag, 25. März.

Gaza, eine der ältesten Städte der Welt, schon in der Genesis, in den dunklen Zeiten vor Abraham genannt (1. Buch Mosis X, 19), wurde durch die alten Völker der Erde erobert und wieder erobert, zerstört und wieder aufgebaut. Die Ägypter haben es zwanzig Mal besessen; es gehörte den Philistern, den Riesen des Stammes Enok (Josua XI, 21, 22), den Assyriern, den Griechen, den Römern, den Arabern und den Kreuzfahrern.

Sein trümmerbedeckter Boden, voller Knochen und Schätze, ist bis in seine Tiefen aufgewühlt. Der Erdhügel, auf dem die Stadt steht, ist künstlich, in uralten, unbestimmten Zeiten von unten aufgemauert. Die Umgebung ist von unterirdischen Bauten aus allen Zeiten mit unbekannten Ausgängen untergraben, die Felder voller bodenloser Löcher, in denen Schlangen und Eidechsen hausen.

Mehrmals war Gaza eine prächtige Stadt, prachtvoll besonders zur Zeit des Gottes Marnas, der hier einen berühmten Tempel besaß. Heute ist sein Hafen versandet, sein Marmor verschüttet; es ist nur noch ein bescheidener Marktplatz am

Wüstensaum, in dem sich die Karawanen mit allem Notwendigen versehen.

Sein Aussehen ist sarazenisch geblieben; über das baufällige Gewirr seiner Häuser erheben sich Moscheen und Grabkioske mit weißen Kuppeln, ragen schlanke Palmen und hohe Sykomoren empor.

Überall Ruinen und Staub. Ganze Stadtteile aus getrockneter Erde; hier und da ist in das rohe Material ein alter sarazenischer Marmor, ein Wappen der Kreuzfahrer, das Stück einer alten Säule, ein Heiliger oder ein Baal eingefügt. Trümmer von Tempeln dienen als Straßenpflaster, Friese aus griechischen Palästen als Türschwellen.

Wenig Straßenverkehr und selbstverständlich keine Spur von Wagen. Nur Dromedare, Pferde und Esel.

Einige unbewegliche, weiße oder grüne Turbane sitzen auf den Treppen der Stätten der Anbetung. Das ganze Leben drängt sich in dem dunklen, mit trockenen Palmenzweigen gedeckten Bazar, in dem die Beduinen der verschiedenen Wüstenstämme mit dem geraubten Gelde Sattelzeug für ihre Kamele, Säbelscheiden, Gerste und Datteln kaufen.

*

*

*

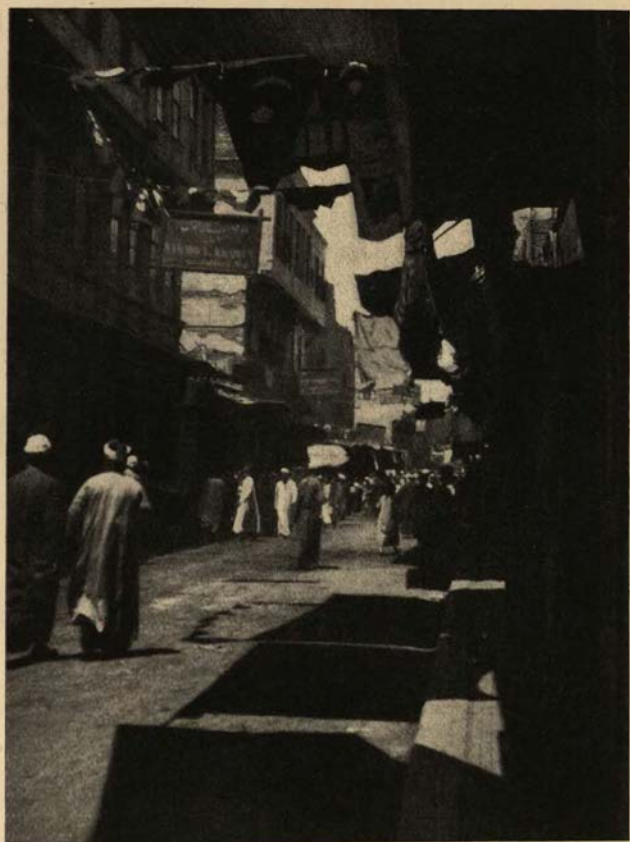
In einer hochheiligen Moschee steht das Grabmal des Nebi el Haschim, Mohammeds Großvater und jetzigem Schirmherrn der Stadt.

In der kalten Sonne dieses Ostermorgens treten wir ein. Zuerst erblicken wir einen großen, von weißen Bogenreihen umschlossenen Hof. Einige Männer liegen im Gebet, aber besonders sieht man sehr viele ganz kleine Kinder, die unter dem freien, blauen Himmel spielen. Es ist im Orient Brauch, daß die Höfe der Moscheen der Sammelplatz der Kleinen sind; man findet ihre kindlichen Spiele ganz natürlich und passend neben den betenden Greisen. Den Jüngsten, die kaum laufen können, hat ihre Mutter einen Reif mit Glöckchen um den Knöchel gebunden, damit sie von weitem hören kann, wo sie sind, wie man die Ziegen im Felde mit Schellen behängt.

Durch einige mit eisernen Gittern verschlossene Hufeisenbögen führt dieser Hof zu stillen, palmenbeschatteten Plätzen, wo hohes, blumiges Frühlingsgras wächst; wahrscheinlich schlafen die Toten dort.

Das Grabmal des Heiligen steht an einer der Ecken; das schwere, mit alten Schnitzereien verzierte Tor ist verschlossen; jemand, der dort betete, will den alten Priester, den Hüter des Grabes, herbeirufen, und wir setzen uns unterdessen in den Schatten der weißen Bogen, in den frommen, uns umgebenden Frieden.

Langsam kommt er herbei, der weißbärtige Priester mit grünem Turban; — er öffnet das Tor, und wir treten ein. Der große Katafalk aus grünem Tuche steht unter einer niedrigen, düsteren, mit Arabesken bemalten, oben durchbrochenen Kup-



Gaza, Bazar.

pel; Feuchtigkeit und Regen haben die Farben verwischt. An den vier Ecken sind kupferne Kugeln, von Halbmonden überragt, und am Kopfe liegt der Turban des Toten unter verblaßtem Gazeschleier.

*

*

*

Durch die kleinen Gassen und Bazare gehen die Leute ihrem Tagewerk nach; hier ist weder Sonntag nach Ostern, sondern irgendein beliebiger Tag, und nichts in dieser ersten Stadt Judäas erweckt eine Erinnerung an Christus.

Doch da ragt eine andere größere Moschee mit gotischem Tor, das einem Kathedralen-Tor gleicht. Die Schwelle, auf der wir unsere Schuhe ausziehen müssen, sieht einer Kirchenschwelle ähnlich. Innen ein großes Kirchenschiff in der Form eines lateinischen Kreuzes, mit grauen Marmorsäulen. Auch an den Wänden sieht man hier und da noch ausgekratzte Kreuze, die aber unter dem dicken Kalkbewurf noch durchscheinen. In der Tat eine Kirche aus der Zeit der Kreuzfahrer, die im heiligen Lande ihr Leben ließen. Welche Glaubenskraft beseelte diese Männer und welche Wunder vollbrachten sie! Wie schön war ihre Kirche, die sie mitten im Kriege und in der Fremde errichteten! Wie überraschend, sie hier noch stehend zu finden! . . .

In ihrer weißen Stille, die der Widerschein der draußen leuchtenden orientalischen Sonne erhellt,

liegt noch jetzt etwas Christliches. . . . Die Franken, die sie vor siebenhundert Jahren erbauten, hatten freilich das Christusbild des Evangeliums schon durch kindliche Legenden entstellt, und jetzt schmücken gar die düsteren grünen Fahnen des Propheten das kahle Schiff und nehmen die Stelle der naiven Bilder ein, die die Kreuzfahrer dort angebracht hatten. Doch einerlei! Etwas von dem Erlöser ist noch geblieben, etwas Unfaßbares, unendlich Sanftes, und dazu tritt heute noch eine unbestimmte Sonntags- und Osterstimmung. . . .

Die Kreuzfahrer haben hier überall Spuren zurückgelassen, und man würde Gefahr laufen, ihre Gebeine aufzurütteln, wenn man den alten, von Trümmern und Toten erfüllten Boden durchwühlte. — Die türkische Zitadelle, im dreizehnten Jahrhundert begonnen und in allen Zeiten der Geschichte umgebaut, zeigt an ihren Mauern ein Gemisch sarazenischer Skulpturen und schwerfälliger Wappenschilder der Ritterzeit; heute wachsen Moose, die Pflanzen der Ruinen, darauf.

*

*

*

Im oberen Stadtteile bleiben wir an einem Punkte stehen, von dem aus wir das ganze graue Gaza mit seinen Erdhäusern, seinen wenigen Minaretten, seinen wenigen weißen, von Palmen umgebenen Kuppeln überschauen, auch die Überreste der Wälle aus unbestimmten Zeiten, deren

Plan nicht mehr zu erkennen ist und die sich in den Friedhöfen verlieren. Eine Welt für sich, diese Friedhöfe, die sich ringsum ausdehnen; in einem steht unter einer Sykomore eine Frauengruppe, die einen Toten nach dem üblichen Brauch laut beweint; ihre Klagelieder dringen bis zu uns. Viele schöne schattige Gärten, viele mit Kakteen eingefasste Pfade, auf denen ganze Züge Esel Schläuche mit Wasser zur Stadt bringen. Endlich das ferne Meer, die sammetgrünen Gerstenfelder und der Sand der Wüste. Ein großes, schwermütiges Panorama von schwer bestimmbarem Alter; und drunten der einsame, gräberbedeckte Hügel, auf dem Simson eines Nachts, als er von einer Buhlerin kam, die Tore von Gaza, der Stadt der Philister, niederlegte (Richter XVI, 3).

*

*

*

Als wir um Mittag in unser Lager zurückkehren, geht es dort recht lebhaft zu: Jüdische Antiquitätenhändler erwarten uns, auf den Gräbern sitzend; griechische Christen im Sonntagsstaat, unter ihnen sogar einige in europäischer Tracht, wollen uns sehen.

Nach und nach haben Neugierige und Händler genug und gehen fort, und wir bleiben allein. Unsere Beduinen, die heute Nacht in ihre Wüste zurückkehren, schlummern, auf dem Grase ausgestreckt. Das stillgewordene Gaza ruht nach den

lärmenden Nachtfesten aus. Glühende Sonne sticht auf unsere weißen Zelte, und die Steine ringsum bedecken sich mit Eidechsen und Chamäleons.

*

*

*

Friedlicher und einsamer Osternachmittag, den wir auf dem Friedhofe vor unseren Zelten sitzend verbringen. Wir beobachten das Huschen der Eidechsen, die immer zahlreicher aus der Erde kriechen. Auf allen heißen Grabplatten verfolgen sie sich und spielen. Auf allen Spitzen der senkrechten Leichensteine sitzen zwei bis drei hochaufrichtet und treiben wunderliche Kurzweil.

Die Luft wird drückend schwül und verdüstete sich ohne sichtbare Wolken. Die Sonne, plötzlich matt und gelb, leuchtet nicht mehr und scheint zu erlöschen. Ihre Scheibe strahlt nicht mehr, wir durch ein rauchgeschwärztes Glas gesehen. Das Ende der Welt scheint nahe zu sein. Der Chamsin wird sogleich über uns herfallen, die nahe Wüste uns umwehen! Ein plötzlicher starker Windstoß erhebt sich und wirbelt Sand und Staub auf.

„Dies ist die Last über die Wüste am Meer. Wie ein Wetter vom Mittag kommt, das alles umkehrt, so kommt es aus der Wüste, aus einem grausamen Lande.“ (Jesaias XXI, 1.)

*

*

*

Am Abend hat sich der trockene Sturm gelegt und die Spaziergänger tauchen wieder auf. Der Gouverneur der Stadt, der liebenswürdige kurdische Prinz, besucht uns, ebenso einige mohammedanische Priester. Dann kommen unsere Reitpferde und Maultiere an, die wir gestern in Jerusalem durch ein Telegramm bestellten; sie sind erschöpft von dem Gewaltmarsch und legen sich wie gelähmt auf die Seite. Auf den mit Kakteen eingefassten Pfaden kehren die Herden von den Feldern zur Stadt zurück, und es wird Nacht.

Gegen Mitternacht, wenn der Mond hochsteht, sollen unsere Beduinen nach Petra aufbrechen, und mit ihnen der türkische Offizier und die beiden Soldaten, die uns begleitet haben. Schon in der Dämmerstunde bringen sie ihre Kamele zusammen und fesseln ihnen die Füße; dann zünden sie große Feuer an, um das Abschiedsmahl zu kochen. Wir sagen uns herzliches Lebewohl, umarmen die Scheiks Hassan und Aït und tauschen Andenken mit ihnen aus. Hassan gibt mir seinen Dolch, und ich schenke ihm meinen Revolver.

*

*

*

Die Nacht war sehr dunkel; inmitten all dieser Gräber befanden wir uns in einem düstern Wirrwarr, in dem nichts zu unterscheiden war. Doch jetzt naht die Stunde, wo der Mond aufgeht. Hinter uns erscheint die Stadt, die man nicht

mehr sah, als schwarzer Schattenriß auf einer gestaltlosen, blutroten Feuersbrunst am Horizont. Dann drängt sich dies Feuer zu einer rotglühenden Masse zusammen, die sich allmählich rundet und zu einer aufsteigenden Kugel wird, die sofort weiß leuchtet wie eine plötzlich geschürte Kohlenglut, und immer mehr Licht verbreitet. Jetzt ist es eine silberne Feuerscheibe, die sich strahlend und leicht erhebt und den ganzen Himmel mit Licht erfüllt. . . . Auf diesem hellen Hintergrunde ragen Minaretts empor; Palmen zeichnen ihre feinen schwarzen Federbüschel ab. Alles, was vorher sozusagen nicht mehr vorhanden war, offenbart sich aufs neue tausendmal schöner als bei Tag, in feenhafter, orientalischer Verklärung. . . .

Während uns gegenüber die stufenförmigen, uns überragenden Friedhöfe sich von unten nach oben erhellen, nimmt allmählich ein sanfter rosiger Schein, der auf dem Gipfel der Gräber begann, nach unten zu, wie ein langsam sich ausbreitender Fleck, und senkt sich bis zur Niederung, in der wir lagern: ein Haufe Nomaden, Menschen und Tiere, um die erlöschenden Feuer. . . . Und dann liegt alles prächtig klar unter dem schönen, hellglänzenden Monde! . . .

★

★

★

Der Mond steht hoch am Himmel: die Scheidestunde der Beduinen. Schon beginnt in rosigem Silberlichte der stille Zug der Dromedare. Von

ihren großen, schwankenden Tieren herab winken uns die Scheiks Hassan und Ait im Vorbeiziehen ein letztes freundliches Lebewohl zu. Sie kehren zurück in das „grausame Land“, wo sie geboren sind und gerne leben; und ihre Abreise macht unserem Wüstentraum ein Ende.

Morgen früh, bei Tagesanbruch, ziehen wir nach Jerusalem!



Verzeichnis der Bildtafeln.

	Seite
1. Suez	11
2. Wüstenlandschaft	13
3. Wüstenlandschaft	25
4. Sinaikloster	44
5. Berg Sinai.	51
6. Sinaikloster, Kirche.	53
7. Sinaikloster, Befestigungsmauern	57
8. Sinaikloster, Klostergarten	61
9. Sinaikloster, Evangeliar	69
10. Oase mit Karawane.	89
11. Wüstenposten Nuebia	103
12. Kamelreiter.	159
13. Araber im Gebet	191
14. Palmen und Ackerland	209
15. Gaza, Wüstenfriedhof	219
16. Gaza, Bazar	227

*

Seine Königliche Hoheit, Herzog Johann Georg zu Sachsen in Freiburg i. Br. hatte die Güte, die Wiedergabe der Bilder 6 — 9 aus seinem Werke „Das Katharinenkloster am Sinai“ (Leipzig, B. G. Teubner, 1912) zu genehmigen. Herausgeber und Verleger sprechen hierfür ihren ganz besonderen Dank aus.



Von diesem Werke wurden dreihundert Exemplare auf Luxus-
papier in der Buchdruckerei J. B. Hirschfeld (A. Pries)
in Leipzig gedruckt und in Halbleder gebunden.
Hundert Exemplare sind in Ganzleder ge-
bunden und numeriert. Den Buchein-
band entwarf die Handbinde-
abteilung E. A. Enders
in Leipzig.

